



Bücher retten nicht vor Idiotie. Aber keine Bücher auch nicht. Alles deutet darauf hin, dass wir im Zeitalter des Idioten angekommen sind. Stimmt das?

3



Foto: Alessandra Sanguinetti / Jim Goldberg / Magnum/Focus

Alles Idioten

Bücher von

Sibylle Berg, Zoran Terzic, Abbas Khider, Benjamin Maack, Mary Gaitskill, Paulina Czienskowski, Matthias Wittekindt, Hans Fricke, Stefano Mancuso, Anna Hope, Amir Hassan Cheheltan, Susan Neiman, Lydia Haider, Moritz von Uslar, Ocean Vuong, Thomas Piketty, Christina Clemm, Karl Schlögel, Anna Burns, Maxim Biller und Tanya Tagaq

Anzeige

Für die, die Gutes mit links machen.



Das Hörbuch für unsere Zeit.

Mit Originalaufnahmen von Einstein bis Thunberg.

#HALTUNG Laufzeit 184 Minuten
www.randomhouse.de/haltung

der Hörverlag

editorial

Das Virus der Idiotie

Warum Bücher kein humanistisches Heilmittel gegen den Irrsinn unserer Zeit sind – und es doch sein können

Die Vorstellung, dass Bücher ein probates Mittel gegen Idiotie sind, ist selbst idiotisch. Selbst ein hoher Bildungsgrad ist kein hinreichender Indikator für Unidiotie. Den einfachsten Gegenbeweis liefern einige sehr wohl gebildete Ultrakonservative und Rechtsradikale. Bücher und Bildung allein sind noch kein hinreichendes Hilfsmittel für Fortschritt und allgemeinen Humanismus. Dennoch sind sie hilfreich gegen die gegenwärtig grassierende Idiotie, die vor allem rassistisch, antisemitisch und frauenfeindlich auftritt – eine alte Mischung in neuem Gewand, aber über 2.000 Jahre alt.

Die neuen sozialen Medien haben die Öffentlichkeit demokratisiert, das ist gut. Aber sie haben auch die gewalttätige Kommunikation, die Lüge und das Vorurteil größer gemacht. Deshalb sind die gut recherchierten Sachbücher und ist die ernsthafte Auseinandersetzung mit ihnen wichtiger denn je. Denn der Kulturtheoretiker Zoran Terzić, dessen Buch über das „Denken und Handeln im Zeitalter des Idioten“ wir Ihnen neben anderen in dieser literataz vorstellen, hat recht, wenn er schreibt, dass niemand, der einigermaßen versteht, was heute passiert, sich davon distanzieren kann.

Aber hat die Gegenwart die Idiotie exklusiv? Sicher nicht. Die Romane und Prosawerke, die wir vorstellen, erzählen auch allzu oft von den Irrwegen und der Idiotie in der Vergangenheit. Abbas Khider etwa schreibt in „Palast der Miserablen“ über den Irak unter dem Terrorregime von Saddam Hussein. Ein Ausweg für den Erzähler ist übrigens die Welt der Bücher. Anna Burns' Roman „Milchmann“ dagegen spielt in Nordirland zur Zeit des bewaffneten Konflikts und erzählt von männlicher Gewalt in vielerlei Ausprägungen – etwas, wovon auch die Protagonistin in Tanya Tagags Buch „Eisfuchs“ zu berichten weiß. Die Erzählerin ist eine Inuk, wächst in der kanadischen Arktis auf und leidet unter dem System der Residential Schools und unter der dortigen Rape Culture. Eine Geschichte, die daran erinnert, dass Idiotie besonders gut dort gedeiht, wo Machtstrukturen verhärtet sind und wo das Gemeinwesen nicht dialogisch funktioniert, sondern Menschengruppen segregiert werden.

Die Frühjahrs-literataz erscheint diesmal nicht zur Leipziger Buchmesse, da diese bekanntlich wegen der Ausbreitung des Coronavirus ausfällt. Gegen Sars-CoV-2 können Bücher sicher nichts ausrichten. Wir hoffen aber, Sie finden in dieser Beilage die richtigen Bücher, um gewappnet zu sein gegen das Virus der Idiotie. *Tania Martini, Jens Uthoff*

Impressum

Redaktion: Tania Martini, Jens Uthoff
 Foto-Redaktion: Nadin Torneri, Petra Schrott
 Layout: Jörg Köhn
 Anzeigen: Tina Neuenhofen
 taz die tageszeitung taz Verlags- und Vertriebs GmbH | Friedrichstraße 21 | 10969 Berlin
 Vi.S.d.P.: Georg Löwisch

Alles wird anders

Sibylle Berg hat für ihren preisgekrönten Roman „GRM“ Interviews mit Wissenschaftler*innen über die Zukunft der Welt geführt. Sie sind nun gesammelt erschienen: „Nerds retten die Welt“



Vorbereitet sein auf die Katastrophe: Der Saatgut-Tresor auf Svalbard – eine Art Arche Noah für Nutzpflanzen
 Foto: imago

Von Tania Martini

Der Terminator kommt nicht so schnell. Das ist auch schon beinahe die einzige gute Nachricht, die Sibylle Bergs gerade erschienener Interviewband „Nerds retten die Welt“ bereithält. Aber wer ausgerechnet Sibylle Berg in die Erforschung des Zustands der Welt folgt, wird sowieso nicht von so geringem Verstand sein, die neoliberale Gegenwart für die beste aller Welten zu halten. An dieser Stelle verabschieden sich nun alle Wohlfühlapologeten, weil sie der Meinung sind, wer neoliberal sagt, ist gegen alles und hat keinen Spaß oder ist zynisch wie Sibylle Berg, die von Männern, die das Leben im Kapitalismus ganz duftig finden, gerne als erbarmungslos beschrieben wird. Dabei ist Berg vor allem Realistin.

„Wir ordnen den Scheiß jetzt neu“, sagt Sibylle Berg im Trailer zu ihrem mittlerweile mehrfach preisgekrönten wilden Roman „GRM“ aus dem letzten Jahr. Scheiß heißt alles. Die so

called Ordnung der Welt. Schauplatz England, wo Marktdominanz, Privatisierung und Überwachung vielleicht am weitesten fortgeschritten sind: Auf der Straße nur der Abschaum, total überwacht Menschenmaterial in einer total privatisierten Welt. Bergs Protagonisten: vier Pubertätsjungs aus jenem Abschaum, die nicht mitmachen wollen. Ihre Weltflucht und ihr politischer Protest ist die Wut des Grime – eine schnelle, aggressive, sozialkritische Form des Rap. Grime ist die Allegorie des Klassenschicksals, schrieb Mark Fisher, der wie kaum ein anderer die Gewalt und Depression der ganzen neugeordneten englischen Scheiße eindrücklich analysiert hat.

Berg hat für ihren Roman „GRM“ Feldforschung in England betrieben: Gangs in Liverpool oder Manchester, die Grimeszene in London etc. Außerdem hat sie für den Roman über zwei Jahre hinweg Interviews mit Wissenschaftler*innen geführt. Menschen aus der Systembiologie, KI-Entwicklung, Soziologie, Neuropsychologie und so weiter, darunter der Rechtsextre-

mismusforscher Wilhelm Heitmeyer, die feministische Künstlerin Lynn Hershman Leeson und der Männlichkeitsforscher Rolf Pohl. Aus den Gesprächen ist das Buch „Nerds retten die Welt“ entstanden. Es sind Gespräche, in denen Berg sich nicht bloß das Elend der Welt bestätigen lässt, sondern Optimismus sucht.

Gejammer und Sprechblasen helfen ja nicht. Berg versucht es mit (Selbst-)Ironie und Neugierde. Zwei Eigenschaften, auf die man unbedingt dauernd und besser als aufs Portemonnaie achten sollte.

Rechtsextremismus, Digitalisierung, Klimawandel, Gewalt gegen Frauen, Künstliche Intelligenz – vieles kommt zur Sprache, nicht immer sind es die interessantesten Expert*innen auf dem jeweiligen Gebiet, die sie befragt, manches bleibt unterkomplex, aber das meiste ist interessant. Was vor allem daher rührt, dass hier in irgendeiner alter aufklärerischer Manier Expertentum heruntergebrochen wird auf „Wissenschaft für alle“. Nicht mit klugen Fragen brillante, keine Bezüge zu Ciceros Mo-

ralphilosophie herstellen. Nein, so was dokumentiere schließlich bloß die Fähigkeit der Fragenden, sich gute Stichworte zu machen, so Berg.

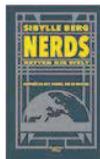
Stattdessen kriegen wir bergsche Ironie – bissig, lakonisch und zärtlich zugleich: „Ihre Doktorarbeit ‚Identification of regulatory mechanisms controlling signal processing in erythroid progenitor cells using mathematical modeling‘ lese ich gerade.“ Oder: „Ich träume oft, dass ich, meiner Neigung folgend, Gehirnoperationen durchführe. Haben Sie jemals Lust dazu verspürt?“

Mensch-Maschinen-Assemblagen, Panikmodus und Szenariodenken, Korrelation statt Kausalität, Technosecurity versus soziale Sicherheit, autokratisches Denken gegen die Demokratien – die Diagnosen aus den unterschiedlichen Disziplinen ergeben ein düsteres Bild von der Zukunft.

Es kommt etwas Neues. Das sehen die meisten von Bergs Gesprächspartnern so. Die Krisen, Konflikte und Identitätsmarker („das Kreuz, die Weißwurst, das Kopftuch“) deuten darauf hin, dass etwas zu Ende geht. Manch einer sieht den digitalen Faschismus heraufziehen, ein „beinahe perfektes digitales Gefängnis – eine Kombination aus einer Big-Brother-Welt, Neofeudalismus und ... Institutionen oder Unternehmen, die sich überall einmischen“.

Ein anderer glaubt, noch zu Lebzeiten Kontakt zu anderen Lebewesen da draußen im Weltall aufnehmen zu können: „Möglicherweise sind wir das Gespött der fortgeschrittenen Zivilisationen, sollten sie uns beobachten“, sagt der berühmte Astrophysiker Avi Loeb. Klingt nerdfhaft. Oder einfach wahrscheinlich, weil nun mal „ein Viertel aller Sterne Planeten mit ähnlichen Oberflächenbedingungen hat wie die Erde“.

Die Sehnsucht der Menschen auszusterben, sei gigantisch, findet Berg. Dem berühmten, viel zitierten Satz Fredric Jamesons, dass es einfacher sei, sich das Ende der Welt vorzustellen als das Ende des Kapitalismus, würde sie vermutlich zustimmen. In einem TV-Interview sagte sie einmal, es sei ein Kampf der Reichen gegen die Armen, der vor unseren Augen geführt werde. Doch auch das: für Sibylle Berg längt kein Grund zur Resignation.



Sibylle Berg: „Nerds retten die Welt“. Kiepenheuer & Witsch, Köln 2020, 336 S., 22 Euro

Anzeige



Xavier-Marie Bonnot
In den Höhlen der französischen Küste liegen dunkle Geheimnisse verborgen.



Mercedes Rosende
Eine Entführung, bei der wirklich alles schiefgeht – Ursula ist in ihrem Element.



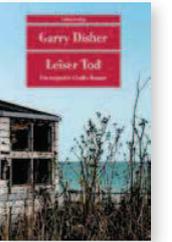
Shahriar Mandoanipur
Eine atemberaubende Liebesgeschichte und der Epochenroman des modernen Iran.



Mazen Maarouf
Überraschend und köhn erzählt Maarouf vom Überleben in einer Welt, die täglich zerstört wird.



Robert Cohen
Drei rebellische Frauen und ihre Weg durch drei Kontinente – ein monumentaler Epochenroman.



Garry Disher
Ein Vergewaltiger in Polizeiuniform, Raubüberfälle und eine Meisterdiebin halten Hal Challis in Atem.



Ali Zamir
Anguile zieht uns hinein in den Strudel ihres Lebens – und in die Tiefe des Meeres.

Unionsverlag



Kim Jong Un als Aschenbrödel
Foto: KCNA/reuters

Der Sinn des Geschehens

Stumpfsinnige, Stubenhocker, Egoisten, Ignoranten, Faschisten und Besserwisser: alles Idioten, davon viele. Aber ist jeder Idiot wirklich ein Idiot? Einige Überlegungen zum Seinszustand der Gegenwart

Von Jakob Hayner

Vor ein paar Jahren veröffentlichte Bernie Sanders auf Twitter einen Satz, der bis heute kursiert – gedruckt auf zahlreichen T-Shirts: „Donald Trump is an idiot.“ Der Politiker der Demokraten, der derzeit um die Kandidatur für die US-Präsidentschaftswahl kämpft, bezog sich dabei auf das notorische Leugnen des Klimawandels. Doch selbst allgemeiner gefasst würden wohl viele Menschen zustimmen.

Aber was ist das überhaupt, ein Idiot? Es gibt verschiedene Arten, den Begriff zu verwenden. Eine bezieht sich auf Biologie. So wäre der Idiot auf der IQ-Skala ganz unten angesiedelt. Man erinnere sich nur an die Debatte, ob Trumps IQ – wie ein Dokument aus der Highschool nahelegt – tatsächlich bei 73 liege. Doch was würde das aussagen? Die üblichen Tests quantifizieren nur ausgewählte Fähigkeiten wie forma-

lisierte Logik. Würde man das Ergebnis eines solchen Tests für den Abschluss von öffentlichen Ämtern benutzen wollen?

Wohl kaum. Doch begegnen wir einem solchen Denken häufiger. Der Film „Idiocracy“ zeigt die Unterklasse – ein bösesartiges Vorurteil von Arbeitslosigkeit und Verwahrlosung – als sich geradezu epidemisch vermehrend, während die neurotischen Akademiker an der Fortpflanzung scheitern. Allein dadurch ist die Welt in der Zukunft idiotisch geworden – durch Vererbung. Doch selbst die positivistische Psychologie wertet den Einfluss der Umwelt höher und kann in Studien zeigen, dass Armut zum temporären Absinken des IQ führt. Weil unter der Sorge ums bloße Überleben die Fähigkeit zu denken leidet.

Idiotie mit Biologie oder Genetik zu verbinden führt auf (politische) Abwege. Einen anderen Weg schlägt Zoran Terzić in seinem Buch „Idiocracy. Denken und Handeln im Zeitalter des Idioten“ vor. Der Künstler

und Kulturwissenschaftler hat ein Werk von geradezu lexikalischer Qualität geschaffen, strukturiert durch Schlagworte, die nach und nach die Facetten des Idiotischen beleuchten. Für die Analyse wird ein anderes Register benutzt: das Symbolische. Es ist ein Gang durch die Kulturgeschichte – von Philosophie über Literatur und Film bis Psychoanalyse.

Das Idiotische bezeichnet kein unveränderbares Sein, sondern ein Verhältnis zur Welt oder ein Denk- und Handlungsmuster. So bezieht sich Terzić auf den antiken Philosophen Platon. Der bezeichnete mit Idioten im Wortsinne – von *idios*, also „eigen“ – Privatmenschen, die sich nicht an den öffentlichen Versammlungen und der Politik beteiligten. Mit Intelligenz hat das nichts zu tun.

In dieser Tradition argumentierte auch Karl Marx, der den Begriff des Fachidioten prägte. Kenntnisse zu haben schützt vor Blindheit nicht – schlimmer gar, sie können

die Blindheit überhaupt erst hervorbringen oder verstärken. Wenn Marx vom „Idiotismus der Bürgerwelt“ spricht, dann meint er die Blindheit gegenüber den Folgen der eigenen Produktionsweise. Womit man beim Klimawandel wäre. Aber auch bei Monopolbildung und Krise. Ein Ding kann seine eigene Ursache zerstören, wie Marx schreibt, und das ist das Idiotische.

Fundamental fremd

Terzić macht noch auf einen anderen Typus des Idioten aufmerksam, wie wir ihn von Dostojewski, aus „Der brave Soldat Schwejk“ und auch aus „Forrest Gump“ kennen: einen gutmütigen Beobachter der Welt, der ihren Gesetzen fundamental fremd ist. Dieser Idiot, verward mit dem Narren und dem Schelm, verzweifelt am Sinn der offiziellen Sprache und am Sinn des offiziellen Geschehens. Warum sich Menschen auf organisierte Weise gegenseitig umbringen? Das ist dem Idioten unerklärlich. Er ist, wie Terzić schreibt, ein „transzendentaler Beobachter der Welt“. Oder anders gesagt: Weil er nichts blickt, blickt er durch. Er lässt sich nicht täuschen, weil die rationalen Strategien der Ideologie bei ihm versagen.

Insofern sieht Terzić eine Verwandtschaft zur Philosophie. Sie hält das Bekannte für erklärungsbedürftig. Der Idiot mag sich beim Anblick einer Praline fragen, was das Leben und das Sein ist. Ebenso der Philosoph. Doch wenn der Philosophie alles Seiende nur ein einziges Fließen von Sein und Zeit ist?

Der Film „Mein Bruder heißt Robert und ist ein Idiot“ zeigt ein Zwillingsspärgchen, das durch die Landschaft wandelt und über Heidegger parliert. Und je höher sie sich in die Abstraktionen des Begriffs schwingen, je nichtiger kommt ihnen die Welt vor – bis hin zum Mord. So sind wir wieder bei der Idiotie als Deformation professionnelle.

Gibt es einen Unterschied zwischen Idiotie und Dummheit? In der Einleitung zu seinem dicken Hegel-Buch „Weniger als nichts“ schreibt Slavoj Žižek, dass es auf die Stellung zum großen Anderen der Sprache ankomme. Der Idiot versteht, wie gezeigt, die Sinngabe nicht.

Der Dumme oder Deblie hingegen, so Žižek, identifiziert sich voll auf damit, er kennt nichts anderes. Noch jede Phrase und Lüge erscheint ihm plausibel. Krieg ist ihm nicht erklärungsbedürftig, sondern natürlich. Die „Dummheit des Gescheiteseins“ nannte das Adorno. Das Bescheidwissen wehrt Erfahrung ab, das Denken wird verdinglicht und verkümmert.

Die These von Terzić ist, dass die Idiotie die anarchische und die Dummheit die rationale Seite der Macht darstellen. Mit Alfred Jarrys „König Ubu“ habe zudem ein neuer

Typus des Idioten die Bühne des Theaters und der Weltgeschichte betreten – das Zeitalter des Idioten. Dieser neue Idiot verfolgt weiterhin das Programm der Selbstabotage und -zerstörung, aber nicht gegen die Macht, sondern an deren Spitze. Chaos und Ordnung werden kurzgeschlossen. Unregierbarkeit wird das Ziel der Regierung. Sinnlosigkeit der Normalzustand. Verwirrung die maßgebliche Strategie.

Eine solche Politik findet nach Terzić ihre besten Voraussetzungen im schuldengetriebenen Neoliberalismus, im Fatalismus der Krise und der zunehmenden Überflüssigkeit der Menschen im Kapitalismus. „Idioten an die Macht!“ ist die folgerichtige Parole einer Welt, für die im emphatischen Sinne niemand mehr verantwortlich sein wollen kann. Aber aussprechen möchte es auch niemand. Wer in diesem Spiel am Ende die Dummen sind? Nahezu alle.

Man erinnere sich nur an die Debatte, ob Trumps IQ tatsächlich bei 73 liege. Doch was würde das aussagen?

Nun ist „Idiocracy“ nicht nur ein neues Standardwerk zum Idiotischen in unserer Kultur, sondern beinhaltet zudem Vorschläge zu einer Idiopraxis, wie es Terzić nennt: weder mitmachen noch mitleiden. Und das Idiotische als Rückzugsort der Autonomie in einer vollends vernetzten und permanentes Feedback einfordernenden Gesellschaft begreifen.

Das erinnert an das 2013 erschienene Buch „Morgen werde ich Idiot“ von Hans-Christian Dany. Dort heißt es: „Warum nicht lieber die radikale Übertreibung des Privaten in Gestalt sozialer Idiotie genießen, um im antipolitischen Autismus die Zerstörung des Sozialen ins Monströse zu treiben?“ Dieser Aufgabe haben sich die gewählten Idioten einiger der mächtigsten Staaten der Welt schon angenommen. Im Zeitalter des Idioten sind die Könige zugleich die Narren. Oder ist das nur ein Spiel? Nehmen wir Trump: Ist er ein Dummkopf, der den Idioten nur spielt – oder ist er wirklich? Das wäre eine Frage.

Die wichtigere lautet aber vielleicht: Warum ziehen uns die Idioten so sehr in ihren Bann? Sind wir ihnen etwa ähnlicher, als wir selbst meinen?



Zoran Terzić: „Idiocracy. Denken und Handeln im Zeitalter des Idioten“. Diaphanes Verlag, Zürich 2020, 360 S., 24 Euro

»Hat es je einen Reporter gegeben, der mit so viel Soul auf dieses Land guckt?«
Florian Illies

Moritz von Uslar kehrt zurück in seine Kleinstadt in Brandenburg. Eine Reportage über den Zustand des Landes.

Moritz von Uslar
Nochmal
Deutschboden
Meine Rückkehr in die
brandenburgische
Provinz

Kiepenheuer & Witsch

Gebunden
€ (D) 22,-
Verfügbar auch als E-Book
www.kwi-verlag.de

Anzeige

Etwas Besseres als Rinder pornos

Von **Andreas Fanizadeh**

Der Irak war überhaupt kein normales Land, sondern nur ein Flickenteppich aus Problemen.“ Diese Erkenntnis keimt in Shams, der Hauptfigur in Abbas Khiders neuem Roman „Palast der Miserablen“, als er Kontakt zu Intellektuellen im Stadtzentrum Bagdads bekommt. Durch diese sollte der junge Mann aus einfachen Verhältnissen eine Sprache der Einordnung finden, für all das, was er im Irak der Saddam-Diktatur erlebt, erleben muss. Dieser sogenannte Palast der Miserablen bezeichnet Shams' Zugang zu einer völlig neuen Welt. Es ist ein konspirativer Bohème-Treff in einer der Altbauwohnungen in Bagdads Innenstadt. In der Wohnung eines erblindeten Musikers und Langzeitstudenten treffen sich zweiwöchentlich Lacanschüler, dissidente Kritiker, Musiker, Malerinnen, Buchhändler und angehende Autorinnen. Darunter neuerdings auch Shams.

Khiders Shams ist ein junger Mann aus den Slums von Bagdad, einer, der vom Land in die Stadt kam und um die Jahrtausendwende sein Abitur machen wird. Neben der Schule ist er vor allem mit Geldverdiensten beschäftigt. Den täglichen Lebensunterhalt bestreitet er als ambulanter Händler, Lastenträger, Wasserverkäufer – auf dem Basar der Einäugigen, später als Buchverkäufer in der Gasse der Antiquariate.

In seiner erwachenden Sexualität sucht der Schüler Shams nach etwas Besserem als Rinder pornos – er und seine (männlichen) Mitschüler verfolgen (mehr oder weniger heimlich) in den Schulpausen, wie der Zuchtbulle auf dem Nachbargelände die Kühe besteigt. Shams benötigt aber vor allem einen Ausweg für sein geschwisterliches Begehren. Er bewundert Qamer, seine etwas ältere Schwester, und das in jeder Hinsicht etwas zu sehr. Nachdem ihm der Kauf einer Schlaghose glückt und er sich zudem eine flotte Hahnenkamm-Frisur zulegen kann, ersteht Shams einen gebrauchten Erzählband erotischer Geschichten von Alberto Moravia. Shams, der aus der mündlich geprägten Kultur vom Lande kommt, macht nun die große Entdeckung der literarischen Welt.

„Lesen und Schreiben wurden zum Ventil,“ so Khider über seine jugendliche Hauptperson. „Palast der Miserablen“ ist auch ein Entwicklungsroman über Herkunft und Klassenschranken hinweg. Shams versucht, im städtischen Umfeld über Bildung sowie dank

des Palast der Miserablen die Kontrolle über sein Selbst zu erlangen. Ein Flüchtlingskind aus dem Blechviertel der irakischen Hauptstadt. Dieser slumartigen Anknüpfungsstadt der Binnenmigration, in den 1990ern rasant wachsend am Rande des Neubaugebiets von Saddam City, zwischen Dämmen und Müllkippen.

Khider erzählt entlang der Geschichte von Shams und seiner Familie von der Vorphase des Sturzes des irakischen Baath-Regimes 2003. Also vom Leben während der Kriege, die Saddam in den 1980ern gegen Iran und ab 1990 wegen Kuwait anzettelte. Von der Zeit, als 1991 der Volksaufstand im Südirak und in Kurdistan gegen Saddams Baath-Regime losbrach und grausam niedergeschlagen wurde. „Gegen Rache gib es kein Heilmittel und das halbe Land will sich nun rächen“, lässt Khider den Vater von Shams seufzen.

Khider beschreibt im ersten Teil des Romans, wie die Bevölkerung, desillusioniert von den vielen Lügen und Kriegen des Regimes, versucht, den Tyrannen 1991 loszuwerden. Nach der Vertreibung der irakischen Truppen aus Kuwait. Und wie Saddams Armee die Zivilbevölkerung im aufständischen Südirak verheerender bombardiert, als dies die US-geführte Allianz während des Krieges um Kuwait 1991 tat.

Saddams Patrouillen durchkämmen die Dörfer, sprengen die Türen zu den Hütten auf, suchen Waffen, Flugblätter und potenzielle Oppositionelle. Die erwachsenen Männer, darunter auch Shams' eher unpolitischer Vater, stehen alleamt unter Verdacht. Dissidenten wie der Grundschullehrer werden vor den Augen der Dorfgemeinschaft liquidiert. Die anderen, wie Shams' Vater, werden auf den öffentlichen Plätzen gedemütigt. Sie müssen kniend unter Schlägen und „salzigen Tränen“ das Porträt Saddams küssen.

Shams' Familie flieht schließlich zu Verwandten in die Hauptstadt. Sie nimmt sich dort wie andere Binnenflüchtlinge im „Blechviertel“ ein Stückchen Land, um aus den Abfällen des wohlhabenden Teils der irakischen Gesellschaft ihr neues Zuhause zu errichten. „Ich hatte es mir irgendwie schlimmer vorgestellt“, lässt Khider Shams' Vater kommentieren. Die Familie ist zwar am Nullpunkt angelangt, doch ihr Überlebenswille und Optimismus scheint ungebrochen. In den die Migrationen überdauernden Stammesstrukturen, den verwandtschaftlichen Netzwerken der Solidarität, gelingt es ihnen, sich im harten Leben in Bagdad neu zu organisieren, sich in das soziale Leben der Hauptstadt zu integrieren.

Abbas Khiders Roman „Palast der Miserablen“ erzählt von einem jungen Mann vom Lande, der das Glück zu Zeiten des Saddam-Regimes in Bagdad sucht, dort findet – und doch nicht findet



Teehaus in Bagdad 1998
Foto: Geert van Kesteren/
Agentur Focus



Shams ersteht einen gebrauchten Erzählband erotischer Geschichten von Alberto Moravia

Auch wenn sie „alle Abstufungen von Armut“ im Blechviertel beobachtet, diese teils selber durchlebt, die Familie von Shams schlägt sich mit „ehrlicher Arbeit“ durch.

Und: In dem Slum gibt es nach und nach alles, was es woanders auch gibt: ein Teehaus, eine Moschee, Läden, Märkte. Errichtet auf Secondhandbasis, aus Schrott und improvisiert. Aus Beton gegossen ist nur das zweigeschossige Haus des lokalen Regimevertreters, des Abkassierers von Saddams Baath-Partei.

In Khiders Erzählung gleicht die alte staatliche Herrschaft einer Mafia-Bande in Uniform. Der Staat selber steht diesem Banditentum vor und lässt so keinerlei Raum in Richtung sozialer Ganoven-Romantik. Die maskierten Männer des Regimes, angeführt von Saddams Sohn Uday, treten in Khiders Erzählung immer wieder auf, um ihre Tantiemen einzutreiben. Säumige oder rentenite Iraker verlieren Finger, Ohren und andere Gliedmaßen. Und manchmal gleich auch ihr Leben. Der Fußballplatz des Blechviertels ist mitunter Schauplatz öffentlicher Foltertribunale.

Der „Palast der Miserablen“ erzählt von einer irakischen Familie und dem Krieg im Krieg. Ein arabischer Despot wie Saddam führte Angriffskriege gegen seine Nachbarn. Gegen den Iran (acht Jahre lang) oder gegen Kuwait. Sein Handeln kostete Millionen Menschen das Leben. Aber vor allem führte Saddams Regime gnadenlos Krieg gegen Teile der „eigenen“ Bevölkerung. Gegen Kurden, Schiiten, gegen Arme, wirtschaftliche Konkurrenten und politisch Andersdenkende. Khiders Roman erinnert an eine Herrschaft die einem Besatzungsregime glich, an eine räuberische Ökonomie, die sich in kompletter Willkür aneignet, was es anzuzeigen gab, im In- wie im Ausland.

Abbas Khiders Erzählperspektive ist folgerichtig, die eines Gefangenen. Shams „die kleine Leseratte aus Schrotstadt“, erzählt vom Palast der Miserablen in Rückblicken und Einschüben aus seiner Haftzelle. Halb verhungert, halb vergessen, halb tot. Von draußen dringen jedoch die Detonationen herein, die den Sturz des irakischen Despoten im Jahr 2003 ankündigen.



Abbas Khider: „Palast der Miserablen“. Hanser, München 2020, 320 Seiten, 23 Euro. Auch als Hörbuch und E-Book erhältlich.

Anzeige

»Wir sollten Menschen und nicht Fächer unterrichten!«

SPIEGEL Bestseller-Autor

HARALD LESCH
URSULA FORSTNER
Wie Bildung gelingt
EIN GESPRÄCH

144 Seiten, geb. mit SU
€ 20,00 [D]
ISBN 978-3-8062-4083-2

wbg THEISS

wbg-wissenverbindet.de

DER WECKRUF VOM POLITISCHEN SHOOTING STAR DER GRÜNEN

Katharina Schultze

Mit einem Forenpost von ROBERT HASECKA

MUT GEBEN STATT ANGST MACHEN

POLITIK FÜR EINE NEUE ZEIT

DROEMER

ISBN 978-3-426-27813-0

droemer-knauer.de

DROEMER

Wie Neptun um die Sonne

„Wenn das noch geht, kann es nicht so schlimm sein“: Benjamin Maacks Buch über Depression erzählt stimmig vom Innen, ihm fehlt nur ein Außen

Von René Hamann

Es ist äußerst schwer, über Depressionen zu schreiben. Wie das in Worten fassen, was entweder im Wortlosen verharren will oder zu einer Tirade werden kann, die sich über das eigene Symptomsein nicht bewusst ist? Oder die sich dessen sehr wohl bewusst ist und genau deswegen nicht zu Wort kommen kann?

Benjamin Maack, fast 42, Spiegel-Redakteur und ewiges Talent in Sachen Schriftstellerei, versucht es trotzdem. „Wenn das noch geht, kann es nicht so schlimm sein“ heißt das Buch, das jetzt in der Reihe Suhrkamp Nova erschienen ist. Maack hat sich für einen quasi-chronologischen Zugang entschieden, der ein wenig – wie auch seine Schreibe, dazu vielleicht später – an Wolfgang Herrndorfs Umgang mit Krankheit und Wahn in dessen Blog/Tagebuch „Arbeit und Struktur“ erinnert. Kurze, mit ausbuch-

stabilen Zahlen versehene Kapitel, die jeweils Schlaglichter auf Situationen und Vorgeschichte werfen. So weit, so gut.

Maack schreibt also als Ich, und er schreibt über sein privates Leben, das von außen betrachtet das weiße, männliche, privilegierte Glück sein müsste: Anerkennung, beneidenswerter Job, Frau, Kinder, Freunde, alles da. Über Job und Anerkennung legen sich dann aber düstere Zweifel, die Beziehungen außerhalb der Kernfamilie brechen, nein, schmelzen irgendwie weg. Stattdessen seitentlang das Wort „Fuck“. Ein Memoir soll das sein, eine Autofiktion, ein „Biographical“.

Das liest sich, wie bereits angedeutet, eigentlich ganz gut. Maack hat eine flotte Schreibe, die hier und da auf flotte Effekte setzt, in dem sie zum Beispiel das Verb „rollkoffern“ erfindet. Popschreibe, hätte man früher gesagt und kann man heute noch sagen. Das Gute ist,



Herbst 2005, eine Busfahrt in Glasgow

Foto: Christopher Furlong/Getty

dass sich durchaus ein Sog entwickelt, dafür sorgen auch schöne Einschübe wie der über den schlimmen Film „Ziemlich beste Freunde“ oder über Britney Spears.

Das Problem ist nur: Dahinter scheint nicht viel auf. Keine ausführende Fallgeschichte, kein Versuch in Selbstanalyse wie bei Knausgärd, keine Anklage an die Gesellschaft oder den Neoliberalismus oder den Katholizismus oder das Gesundheitssystem oder die deutsche Vergangenheit oder Gegenwart. Keine Anklage an die Familie. Obwohl, genau da könnte doch das Problem liegen. Mit Ehefrau und Kind scheint irgendwas nicht so richtig zu stimmen. Oder ist es

am Ende doch ein rein, äh, biochemisches Problem? Wer glaubt denn so was?

Es gibt Erzählungen über Depressionen, an die Maacks Buch bei weitem nicht heranreicht. David Foster Wallace hat in „Der Planet Trilaphon im Verhältnis zur Üblen Sache“ ein ganzes Universum des Horrors von innen beschrieben. Thomas Melle hat in „Die Welt im Rücken“ die Scham sprechen lassen, um sich vor der Welt und sich selbst für seine bipolare Störung zu entschuldigen. Und Sylvia Plath hat aus ihren Depressionen Weltliteratur erschaffen, ohne dass es um sekundäre Krankheitsgewinne oder Selbstausbeutung und Punkte auf

dem Buchmarkt ging. Man lese nur „Die Glaslocke“.

Maacks Buch passt in einen Strom von Selbsterkenntnisbüchern, die nicht nur für den Autor hilfreich sind, sondern auch von innen erzählen können. Was dem Buch fehlt, ist aber eine Verbindung in ein Außen: eine nachvollziehbare Forschung nach Ursachen, eine Verankerung im Gesellschaftlichen. Das alles will Maack, das wird im Buch explizit betont, ja gar nicht. Aber so bleibt als Fazit: Ja, Depressionen haben die unguete Eigenschaft, in unendlicher Langsamkeit wie Neptun um die Sonne und um sich selbst zu kreisen. In Buchform sollten sie aber über sich hinaus gehen.



Benjamin Maack: „Wenn das noch geht, kann es nicht so schlimm sein“, Suhrkamp Nova, Berlin 2020, 333 S., 18 Euro

Amouröse Abhängigkeiten

In den Achtzigern waren Mary Gaitskills Erzählungen „Bad Behavior“ über Masochismus ein Skandal – nun liegen sie wieder auf Deutsch vor

Von Marlen Hobrack

Endlich also ist es wieder auf Deutsch erhältlich, Mary Gaitskills „Bad Behavior“, das unter dem deutschen Titel „Schlechter Umgang“ 1988 erstmals erschien. Nun liegt es in der Übersetzung von Nikolaus Hansen bei Blumenbar vor. Damals war es eine Sensation, ein angenehm schlüpfriger literarischer Erstling, in dem Gaitskill Tabuthemen wie sexuellen Masochismus oder Prostitution aufgreift – dass eine junge Frau über diese Themen schreibt, war alles andere als selbstverständlich. Skandalös wirken die neun Erzählungen heute nicht mehr, allenfalls die Erzählhaltung, die zwischen lapidarem Feststellen und genüsslichem Ausbuchstabieren der Fantasien der Handelnden changiert, mag noch provozieren.

Orte der ersten Begegnungen der Akteure sind Büros oder Pizzaläden. Was sich dann entfaltet, sind Beziehungen, nein, Konstellationen, deren minimale Verschiebungen Räume für neue Machtspiele öffnen. Nie geht es um Intimität; immer wieder besteht das größte Interesse der Charaktere darin, die Oberhand im Spiel mit dem anderen zu ge-

winnen, seltsam infantil wirken sie dabei. Beiläufig erzählt Gaitskill von der Lust am emotionalen oder körperlichen Leiden des anderen.

Manches Mal kommt einem da Kristen Roupenians Kurzgeschichtensammlung „Cat Person“ in den Sinn, und Roupenian liefert auch das Nachwort zum Buch. Wo jene aber zu oft ausbuchstabiert, beherrscht Gaitskill die Kunst der Auslassung. Immer wieder tut sich zwischen dem, was die Charaktere zu sagen glauben und dem Erzählerkommentar „aus dem Off“ eine Kluft auf, die die Handelnden in ihrer Einfalt oder Niedertracht ausleuchtet.

„Er war ein schmächtiger, schlanker Junge mit einem blassen, schmalen Gesicht und blondem Haar, das ihm über eine Braue fiel. In seinem weiten Mantel sah er aus wie das Schoßkind einer angehenden Geheimpolizei-truppe. Sie fand ihn schön“, heißt es in der zweiten Geschichte „Ein romantisches Wochenende“, in der viel passiert, nur keine Romantik. Vielmehr malt sich die Protagonistin Beth die masochistische Unterwerfung unter den Willen eines Mannes aus. Gaitskill beschreibt meisterhaft, wie die Fantasien der beiden Handelnden aneinander abprallen, wie sich Wunschträume über die Wirklichkeit

schieben, die nie so erfüllend zu sein vermag wie die Fantasie. Die vermeintlich natürliche Geschlechterordnung wird in dem Spiel um Dominanz auf den Kopf gestellt. „Er fühlte sich vergewaltigt und überrumpelt. Dies war nicht das, was er sich vorgestellt hatte, aber wenn er sich wehrte, könnte der Eindruck entstehen, er sei weniger viril als sie.“ Nie scheinen die Akteure für sich selbst zu handeln, sondern mit Blick auf eine geheime Ordnung.

Tatsächlich buchstabiert Gaitskill Formen der amorösen Abhängigkeit durch, ohne erkennbar Sympathie für die ein oder anderen Handelnden zu bekennen. So bleiben die Texte wertungsfrei, der Lesende darf selbst werten. In ihrer oft narzisstischen, eiteln oder drogengetriebenen Einfalt eignen sich nur wenige Charaktere der Geschichten für positive Identifikation, zeigen aber, dass der Topos vom Mann, der sich entzieht und die Frauen damit nur umso begieriger macht, nicht erst in den Romcoms der Zweitausender geboren wurde.

Woher die Wunden der Akteure rühren, bleibt dabei weitestgehend im Verborgenen, es wird nur angedeutet. So zum Beispiel in der wohl bekanntesten Geschichte Gaitskills,

„Sekretärin“, die mit Maggie Gyllenhaal in der Hauptrolle verfilmt wurde. Darin angelt sich die junge Debby einen ersten Job als Sekretärin eines Anwalts, der zunächst zufrieden mit ihrer Arbeit erscheint, sie dann aber wegen eines Tippfehlers in einem Dokument bestraft. Debby muss, mit entblößtem Hintern über den Tisch gebeugt, den fehlerhaften Brief vorlesen, bis ihre Tränen das Dokument unleserlich machen.

In Zeiten von MeToo wäre diese Geschichte eine von Machtmissbrauch und männlicher Dominanz. Gaitskill aber wirft die Frage auf, warum Debby gleichermaßen verstört wie erregt ist von den Handlungen. „Ich wandte den Kopf von ihm fort. Ich dachte, ich muss das nicht tun. Ich kann auf der Stelle Schluss machen. Ich kann mich hinstellen und hinausgehen. Aber ich tat es nicht. Ich zog meinen Rock hoch.“ Nur entfernt deutet Debby Familienkonstellation mit zwei erwachsenen Töchtern, die zu Hause leben, und einem schweigsamen Vater, der körperlich das Geschehen in der Familie dominiert, eine mögliche Antwort auf die Frage an.

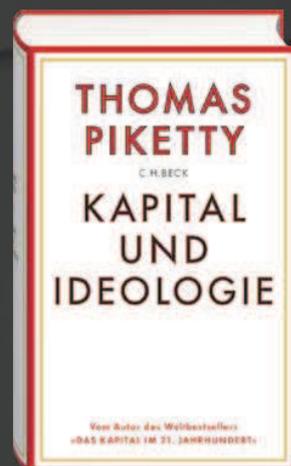
Sie lautet jedenfalls nicht: Frauen neigen eben zu Unterwürfigkeit.



Mary Gaitskill: „Bad Behavior. Schlechter Umgang“, a. d. Engl. v. Nikolaus Hansen, Blumenbar Verlag, Berlin 2020, 256 S., 20 Euro



«Lesen wir also dieses Buch zu Ende, und krepeln wir die Ärmel hoch. Thomas Piketty führt uns vor Augen, dass es an uns ist, Geschichte zu schreiben.»
Ester Duflo, Nobelpreisträgerin für Ökonomie



Aus dem Französischen von André Hansen, Enrico Heinemann, Stefan Lorenzer, Ursel Schäfer und Nastasja S. Dresler
132 Seiten | 158 Grafiken | 11 Tabellen | Gebunden | € 39,95 | ISBN 978-3-406-74571-3

C.H. BECK
www.chbeck.de

Die Pike der Panik

Lois hat Angst. Panische Angst. Davor, Aids zu haben. Vor ein paar Monaten hat sie ungeschützten Sex mit einem Künstler auf seinem ausklappbaren Sofa gehabt. Nun sitzt sie im Wartezimmer der Frauenärztin „mit Blitzgewittern im Hirn“.

So beginnt der Debütroman der Berliner Autorin Paulina Czienskowski. Zumindest ist das die erste Szene mit der etwa 30-jährigen Lois, im ersten Kapitel stellt Czienskowski eine Erinnerung aus der Kindheit ihrer Protagonistin voran. Als Neunjährige findet sie auf der Straße einen roten, fedrigen Haufen, die Überbleibsel einer überfahrenen Taube. Ihr Vater erzählte ihr, dass sich Tauben vor Autos werfen, wenn sie nicht mehr leben wollen. Ihre Mutter sagte nur, dass jeder irgendwann sterbe, eben auch die „Ratten der Lüfte“. Für Lois werden die toten Vögel zu einem Sinnbild gescheiterter Existenzen. Sie möchte anders sterben.

Czienskowski lässt ihre Hauptfigur drei Tage lang Angst haben. Lois wartet auf die Ergebnisse, versucht sich abzulenken. Sie denkt unablässig an ihre Kindheit in einer Wohnung im 30. Stock in einer tristen Neubausiedlung mit ihren Eltern, die sich nicht liebten. Die Mutter verbringt ihre Zeit mit Kreuzwörterrätseln, die sie einsendet, in der Hoffnung irgendwann eine Reise zu gewinnen. Ihr Vater stirbt früh.

Die Zeitebenen der 30-jährigen Lois und die ihrer Erinnerungen laufen stringent aufeinander zu. Wie ist sie zu derjenigen geworden, die sie jetzt ist? In einer lockeren, eingängigen Sprache schildert Czienskowski den Moment der existenziellen Krise in einem jungen Leben, die Pike der Panik, der Angst, in der Lois alles Gewesene Revue passieren lässt. Sie schaut jetzt anders auf die Beziehungen zu ihrer einsamen Mutter, zu ihrem toten Vater und zu ihrem Freund. In kürzester Zeit driftet sie ab. Seite für Seite scheint ihr die Kontrolle über das eigene Leben zu entgleiten, gleichzeitig betrachtet sie es mit einer seltenen Klarheit und kommt sich dadurch so nah wie noch nie.

Marlene Militz

Paulina Czienskowski: „Taubenleben“. Blumenbar Verlag, Berlin 2020, 224 Seiten, 20 Euro

Eine Art von Wahrheit

Im Grunde ist es Etikettenschwindel, wenn Matthias Wittekindt seine Bücher als Krimis bezeichnet. Auch sein neues – „Die Brüder Fournier“ – ist ein Gesellschafts- und Entwicklungsroman, der sich in erster Linie für die seelische Dynamik einer Gruppe Jugendlicher interessiert – wobei nicht unterlassen wird, die nötigen Krimielemente zu berücksichtigen. Es gibt Tote, und die Frage, wer dafür verantwortlich ist, trägt bis zum Ende. Dass es einer der Brüder Fournier gewesen sein dürfte, wird von Anfang an angedeutet.

Ihrem Lebenslauf folgt Wittekindt von 1966 bis in die unmittelbare Vergangenheit. Die Fournier-Eltern führen in einem Brüsseler Vorort eine erfolgreiche Confiserie, für die Kinder bleibt kaum Zeit. Vincent, der Jüngere, wirkt durchgeistigt, den profanen Anforderungen des Lebens nicht gewachsen, weshalb sein ein Jahr älterer Bru-

der auf ihn aufpassen soll. Doch Iason ist nicht minder sensibel, zudem mit einer außergewöhnlichen Sinneswahrnehmung ausgestattet. Überfordert ist er, wenn es darum geht, andere Menschen zu verstehen, da wirkt er fast autistisch. Und weil er stark und wild ist und ein ausgeprägtes Sensorium für Gerechtigkeit hat, macht er Fehler. Er zündelt, prügelt sich und gerät ins Visier von Jugendamt, Staatsanwaltschaft und Psychiatrie.

Wie gewohnt erzählt Wittekindt dieses Psychodrama in einer vordergründig kühl referierenden, sachlichen Sprache, die suggeriert, die Oberhand über den Stoff zu haben. Die Kunst besteht darin, diesen Eindruck immer wieder durch versichernde Zeichen zu konterkarieren. Am Ende sind wir zwar über alles einigermäßen gut informiert, Bescheid wissen wir aber nicht. Dass man nie mehr als nur „irgendeine Art von Wahrheit“ zu erfahren fähig ist, könnte als Moral dieses magischen Romans durchgehen. *Thomas Schaefer*

Matthias Wittekindt: Die Brüder Fournier. Kriminalroman. Edition Nautilus, Hamburg 2020, 270 Seiten, 18 Euro

Der Unterwasser-Augenöffner

Seltsam, die Sprotte auf dem guten Vollkornbrot schmeckt nach Lektüre dieses Buches nicht mehr ganz so köstlich, sondern ist auf einmal von einer zarten Rauchnote schlechten Gewissens durchzogen. Aber wenn man so viel auf einmal über Unterwassergetier gelesen hat wie in Hans Fricke's Geschichtenbuch über sein Leben als Meeresbiologe, hat man vielleicht unbewusst auch schon begonnen, sich in Fische hineinzuversetzen?

Fricke, 1941 geboren, hat Konrad Lorenz persönlich kennengelernt und ist ein überzeugter Vertreter von dessen ganzheitlicher Herangehensweise an die biologische Forschung. Die wichtigste Methode für den Verhaltensforscher ist die unvoreingenommene (stundenlange) Beobachtung, die optimalerweise mit einem Perspektivwechsel einhergeht: Man beginnt zu denken wie eine Gans, ein Fisch oder auch eine Koralle.

Sehr tief steigt Hans Fricke, der übrigens keinen Fisch isst, in diesem Buch allerdings nicht in die Methodik der Ethologie ein. Es sind die praktischen, mitunter abenteuerten, manchmal gar sensationellen Seiten seines Berufs, die im Vordergrund stehen. Fricke, einer breiteren Öffentlichkeit bekannt geworden durch Beiträge für das Magazin *Geo* und durch Unterwasserfilme fürs Fernsehen, hat viele ungewöhnliche Forschungsprojekte umsetzen können. So ließ er die Forschungstauchboote „Geo“ und „Jago“ entwickeln, mit denen er und sein Team in vielen Teilen der Welt unter Wasser unterwegs waren, sogar in der Arktis. Aber auch in einheimischen Gewässern kamen Fricke und die Seinen oft zum Einsatz – unter anderem bei der Bergung von Toten nach einem Flugzeugunglück im Bodensee oder zum Aufspüren von vor langer Zeit versunkenen oder versenkten Artefakten der Menschheit.

Nun ist Fricke weder ein begnadeter Stilist noch ein Geschichtenerzähler, doch aus seinem Buch spricht die unverstellte Hin-

gabe des Autors an seinen Beruf – oder seine Berufung. Das macht „Unterwegs im blauen Universum“ zu einer faszinierenden Lektüre und zu einem echten Augenöffner für die Welten unter Wasser.

Katharina Granzin

Hans Fricke: „Unterwegs im blauen Universum“. Galiani Verlag, Berlin 2020, 352 Seiten, 25 Euro

An der Kaffeetafel

Kurz bevor ihre Mutter stirbt, erzählt Lissa ihr das erste Mal, dass sie sich als Kind der Mutter im Weg fühlte. Sie gehen dabei über die Weiden von Greenham Common, wo Sarah, Lissas Mutter, in den 1980er Jahren, als Lissa noch ein kleines Mädchen war, zu den Frauen gehörte, die den Raketenstützpunkt belagerten – ein Meilenstein in der Geschichte der Friedensbewegung und des Feminismus. Sarah erschrickt darüber, dass ihre Tochter Lissa die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit, die Sarah im politischen Kampf, aber auch in ihrem Beruf als Malerin brauchte, als Ablehnung erfahren hat. Mutter und Tochter merken, was sie sich bisher alles nicht sagen konnten, in einer sehr bewegenden Szene in Anna Hopes Roman „Was wir sind“. Erst spät finden sie zusammen.

Bis dahin aber lastet auf Lissa der Vorwurf Sarahs, die Chancen nicht genutzt zu haben, die die Müttergeneration erkämpft hat. Auch Lissa ist Künstlerin und Schauspielerin, die mit Ende dreißig mehr denn je an sich zweifelt. Die Tschechow-Inszenierung, in der sie endlich mit guten Kollegen auf der Bühne stand, ist abgespielt, der letzte Lover war leider der Ehemann ihrer besten Freundin, Hannah.

Lissa, Hannah und Cate sind die Protagonistinnen von Anna Hopes drittem Roman, „Was wir sind“, übersetzt von Eva Bonné. Anna Hope, 1974 in Manchester geboren, hat selbst Literatur und Schauspiel studiert. Ihr Roman setzt ein, als die drei jungen Frauen, etwa im Alter der Autorin, als gute Freundinnen Anfang der nuller Jahre in London leben, noch ein wenig in den Tag hinein. Die nächsten Kapitel blenden teilweise in die Kindheit zurück, als Freundschaft und Rivalität ihren Anfang nahmen. Am intensivsten aber wird von der Zeit erzählt, als die Frauen Ende dreißig sind und ihr Leben sich nicht nach ihren Erwartungen entwickelt hat. Cate fühlt sich als Mutter überfordert, von nicht ausgepackten Umzugskisten vorwurfsvoll umstellt, und von ihrem Mann einer übergriffigen Schwiegermutter ausgeliefert. Hannah, als Einzige der drei beruflich erfolgreich, im Banker- und Charity-Milieu, verliert sich selbst und die Liebe ihres Mannes über ihren unerfüllten Kinderwunsch. Nicht schwanger zu werden wächst sich für sie zu alles überschattenden Tragik aus. Die drei Freundinnen lieben sich, aber sie messen sich auch aneinander, was ihnen meist nicht gut tut. Die kurzen Erzählschnitte, meist nah bei einer der Freundinnen, machen die Lektüre abwechslungsreich, aber irgendwann ist dieser Kosmos auch ein bisschen eng. Wie bei einer Kaffeetafel von Freundinnen, die etwas zu lange gedauert hat, bevor eine ein Fenster

aufmacht und sieht, da sind auch noch andere.

Katrin Bettina Müller

Anna Hope: „Was wir sind“. Aus dem Englischen von Eva Bonné. Carl Hanser Verlag, München 2020, 368 Seiten, 22 Euro

Pakt mit dem Teufel

In seinen Büchern stellt der Florentiner Botaniker Stefano Mancuso nicht bloß verschiedene Gewächse vor, sortiert sie auch nicht nur nach ihrer regionalen Verbreitung oder bringt ihre Linnésche Hierarchisierung, in der die Moose die Ärmsten, die Gräser Bauern, die Kräuter Adlige und die Bäume Fürsten waren, auf den Stand der Forschung.

Nein, Mancuso fühlt sich einem wissenschaftlichen Pluralismus verpflichtet. In seinem Buch „Die Intelligenz der Pflanzen“ untersucht er die Gewächse neurobiologisch, wobei die florale „Wurzelkommunikation“ in Basel und die „Duftsprache“ in Jena untersucht wird. Dies sind Pheromonphänomene: Chemie. Der Science-Fiction-Autor Dietmar Dath hat in der „Abschaffung der Arten“ daraus eine Sprache für alle Lebewesen entworfen: Linguistik.

In seinem Buch „Aus Liebe zu den Pflanzen“ (2017) kam Mancuso noch als Biologiehistoriker daher, er schrieb über Botaniker wie Mendel, Darwin, Goethe et al. Letztgenannter gestaltete zur Fundierung seiner Naturgeschichteideen den Botanischen Garten in Jena aus.

Mancusos Buch „Pflanzenrevolution. Wie die Pflanzen unsere Zukunft erfinden“ (2018) griff die Ideen der „Bioniker“ auf. Einer stellte kürzlich in London einen Kronleuchter vor, in dem Algen das Licht produzieren. Mancuso favorisiert allerdings eher spekulative Empirie als technische Ideen.

In seinem Buch über Pflanzenreisen folgt er nun einigen Verzahnungen von Ökologie und Ökonomie bis ins Anthropozän – zum Beispiel den Avocados. Der mittelamerikanische Baum, dessen Früchte riesige Kerne haben, war einst eine Symbiose mit dem elefantenähnlichen Mastodon eingegangen: Der Veganer verzehrte die Frucht und schiss dann den Kern unzerbissen aus. Als das Mastodon vor etwa 13.000 Jahren ausstarb, war auch die große Zeit der Avocados vorbei. Der Baum überlebte eine Weile mit dem Jaguar, der nur das Fruchtfleisch abnahte.

Mit den Europäern kamen riesige Avocado-Plantagen. Aber auch diese Ausbreitung gerät an Grenzen: Eine Avocadofrucht braucht fast 500 Liter Wasser zum Reifen, hinzu kommen die Umweltschäden durch die Plantagenwirtschaft und den Transport. Viel schlimmer ist für den Avocadobaum jedoch, dass man seine Früchte nun ohne Kern züchtet. Damit endet seine letzte Symbiose in einer Versklavung: „Sich mit dem Menschen einzulassen bedeutet, einen Pakt mit dem Teufel zu schließen, den man früher oder später mit seiner Seele bezahlt“, schreibt Mancuso. *Helmut Höge*

Stefano Mancuso: „Die unglaubliche Reise der Pflanzen“. Aus dem Italienischen von Andreas Thomsen. Mit Aquarellen von Grisha Fisher. Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 2020, 154 Seiten, 22 Euro

Anzeige

Neu bei Dietz Berlin

dietzberlin.de





Ein Lehrstück für die notwendige Auseinandersetzung mit der Funktionsweise, Eigenlogik und Verselbstständigung von Herrschaft.

Gerd-Rüdiger Stephan/
Detlef Nakath (Hrsg.)
Ausschluss. Das Politbüro vor dem Parteigericht
Die Verfahren 1989/1990 in Protokollen und Dokumenten
Mit einem Geleitwort von Dagmar Enkelmann sowie Beiträgen von Michael Herm, Volkmar Schöneburg und Tom Strohschneider
552 Seiten, geb., 49,90 Euro
ISBN 978-3-320-02365-2



Michael Krätke (Hrsg.)
Friedrich Engels oder: Wie ein Cotton-Lord den Marxismus erfand
200 Seiten, Broschur, 12,00 €
ISBN 978-3-320-02368-3



Florence Hervé (Hrsg.)
Clara Zetkin oder: Dort kämpfen, wo das Leben ist
176 S., 9 Abb., Broschur, 12,00 €
ISBN 978-3-320-02372-0

uben werfen sich vor Autos,
e Sprotte schmeckt nicht
mehr, die Armut der Pflanzen
erkörpert das Moos, keiner
weifelt mehr, das Leben geht
eine andere Richtung, im
aum mit den Blättern war er
och jung.

Zurückhassen

Hass spaltet, Hass verletzt, Hass tötet. Vor allem marginalisierte Menschen bekommen das regelmäßig zu spüren. Doch wie damit umgehen? „Zuhören“, sagen die einen, „ignorieren“, die anderen. Lydia Haider, Schriftstellerin und Mitglied der feministischen Burschenschaft Hysteria, hat eine andere Antwort auf die Frage gefunden, nämlich: „Zurückhassen“.

Deswegen hat sie nun die Anthologie „Und wie wir hassen“ herausgegeben – mit 15 Hetzreden verschiedener Autorinnen. Die Schreiberinnen, unter ihnen Sibylle Berg, Manja Präkels oder Stefanie Sargnagel, bringen in kurzen Texten, Essays oder im Fall der Rapperin Ebow in Form von Lyrics ihre Erfahrungen, ihre Ohnmacht und ihre Wut zum Ausbruch.

Der Hass auf Männer ist das am häufigsten wiederkehrende Narrativ der Anthologie. Männer im Allgemeinen, Männer, die im Netz hetzen und beleidigen. Sophia Süßmilch verderben Männer beim Ausgehen den Spaß, „indem sie baggern wie Blöde, glotzen, labern, hinfassen“. Bei Sargnagel ist es eine Hassliebe, denn sie liebt Männer, doch das Problem ist: „Ich würde nur gerne wieder mehr daten, aber alle intelligenten & lustigen Männer, die ich kennenlernen, sind Frauen.“

Sibylle Berg schreibt etwas ganz Familiäres. Sie schreibt über ihren Sohn, 20 Jahre alt, Fußballfan, der regelmäßig mit seinen Hooligan-Freunden in ihrer Wohnung rumhängt. Er ist ihr fremd gewünscht. So fremd, dass sie sich beizeiten wünscht: „[...] ich würde dieses picklige, unförmige Wesen weder kennen, geschweige denn mit ihm verwandt sein.“

Es ist die Umkehrung dessen, was sie selbst erleben. Diese Umkehrung findet sich auch im Text von Kathrin Röggla, die im Auto eines rassistischen Taxifahrers sitzt. Oder Judith Rohrmoser, die mit Antisemitismus und Ignoranz konfrontiert wird, mit Menschen, die den Unterschied zwischen dem „Judenstern“ und dem „Davidstern“ nicht kennen. Geht es um Fragen der Diskriminierung haben die Texte empowerndes Potenzial. Wenn es dann zwischendurch um Hass auf Yoga, Nichtraucher oder Cat-Content geht, wird es sogar lustig. Doch spätestens nach dem Lesen des zehnten Textes verlieren sie an Gewicht. Denn Hass kann auch nerven.

Hass auf Männer, Globuli, Autofahrer:innen, die Radfahrer:innen anpöbeln, oder Menschen, die in der Bahn auf ihrer Sitzplatzreservierung bestehen. Kommt Ihnen bekannt vor? Ja, „Und wie wir hassen“ ist wie Twitter in Buchform.

Ob Hass nun die richtige Antwort auf Hass ist, hängt davon ab, welches Ergebnis man im Sinn hat. Viel mehr als um ein Ergebnis geht es der Anthologie wohl aber um Dekonstruktion. Um das Aufbrechen des Stereotyps, dass Frauen besonnen und zurückhaltend sein müssen. Die 15 Autorinnen wollen sich den Hass nicht mehr gefallen lassen. It's payback time!

Carolina Schwarz

Lydia Haider (Hg.): „Und wie wir hassen“. Kremayr & Scheriau, Wien 2020, 160 Seiten, 19,90 Euro

Von Deutschen lernen?

Ihre deutschen Freunde hatten sie gewarnt. Der Versuch, einen Vergleich der historischen Aufarbeitung der Nazizeit in Deutschland und dem Erbe von Sklaverei und Rassismus in den USA zu ziehen, sei ein unmögliches Unterfangen. Die US-amerikanische Philosophin Susan Neiman, Direktorin des Potsdamer Einstein-Forums, hat es trotzdem gewagt. Herausgekommen ist ein Buch, das die deutsche Erinnerungskultur ganz überwiegend freundlich darstellt, während die Darstellung der Zustände in den Südstaaten der USA zu einer Abrechnung mit dem bis heute dort erfahrbaren Alltagsrassismus gegenüber Afroamerikanern gerät – auch und gerade zu Zeiten eines Donald Trump.

Den Einwand, dass der von den Deutschen initiierte Holocaust und der Weltkrieg nicht mit der Sklaverei in den Vereinigten Staaten vergleichbar sind, umschifft Neiman dabei elegant, geht es ihr doch gar nicht darum, die jeweiligen Geschichten gegeneinander aufzurechnen, als vielmehr die Narrative über die Geschichte in Zusammenhang zu bringen. Und da finden sich in der Tat erstaunliche Gegensätze.

Neimans Buch ist kein philosophisches Werk, auch wenn sich immer wieder solche Passagen finden. Sie nähert sich der Problematik vor allem durch Porträts und Reportagen – in der Bundesrepublik sind das vor allem Protokolle von Gesprächen mit Gedenkstättenmitarbeitern, Schriftstellern und Personen aus ihrem Umfeld.

Aus den Südstaaten – Neiman selbst stammt aus Atlanta in Georgia – sind packende Erzählungen aus kleinen und grö-

ßeren Orten in Mississippi oder Alabama entstanden. Berichte über die grundsätzliche Verweigerung von Verantwortung gegenüber der Geschichte durch die Weißen und Texte vom Kampf schwarzer (und weißer) Bürgerrechtler für Anerkennung und Entschädigung von rassistischen Mordtaten, die bis heute ungesühnt blieben.

Es sind dies die stärksten Passagen des Buchs, die deutlich machen, wie tief Vorurteile noch heute im Denken vieler Weißer im Süden der USA verankert sind. Für die Bundesrepublik kommt Neiman im Gegenteil zu einem günstigen Ergebnis: Trotz AfD und des Auflebens rassistischer und antisemitischer Vorstellungen attestiert sie den Deutschen, sich gründlich mit der Vergangenheit auseinandergesetzt und Konsequenzen gezogen zu haben. Wenig getrübt wird dieses Urteil durch einige Feileinschätzungen, etwa wenn Neiman schreibt, dass Sachsen schon immer ein Hort der Rechten gewesen sei – das Gegenteil ist der Fall.

Klaus Hillenbrand

Susan Neiman: „Von den Deutschen lernen. Wie Gesellschaften mit dem Bösen in ihrer Geschichte umgehen können“. Aus dem Englischen von Christina Goldmann. Hanser Verlag, Berlin 2020. 575 Seiten, 28 Euro

Persische Klassiker

„In jungen Jahren träumte ich eines Nachts von einem Raum, in dem nichts stand außer einem Tisch mit einer Handvoll weißer Blätter, die darauf warteten, dass jemand sie beschrieb.“ Mit diesen Worten setzt der Erzähler in Amir Hassan Chehelantans Roman „Der Zirkel der Literaturliebhaber“ ein, es ist ein Traum, der auf die Leidenschaft seines Vaters zurückgeht, jeden Donners-

tag Freunde einzuladen, um mit ihnen in einer Art Close Reading klassische persische Dichtung zu diskutieren. Je älter der Erzähler wird, desto stärker beginnt auch er sich für die Gespräche zu interessieren. Die kleinen, leicht durchschaubaren Tricks, mit denen sein Vater ihn an Stellen mit erotischen Inhalt mit einem Auftrag aus dem Zimmer schickt, verstärken dabei nur sein Interesse.

Wobei „erotisch“ oft zu euphemistisch klingt, denn viele der Autoren haben Verse mit eindeutig sexuellem, ja pornografischem Inhalt geschrieben. Viele waren schwul, unter ihnen Hafis, der im Westen wohl bekannteste persische Dichter. „Iranische Lyriker“, so Chehelantans Erzähler, priesen „die gleichgeschlechtliche Liebe bereits im zwölften Jahrhundert“. Wobei der Kreis der Literaturliebhaber hinter den eindeutigen Versen ihrer Ikonen immer einen tieferen Sinn suchte – zum Unmut des inzwischen erwachsenen Erzählers.

Kindheit und Jugend unter Literaturbegeisterten, das ist die Geschichte, die Chehelant erzählt. Und er erzählt von der Offenheit der klassischen persischen Dichter für jede Form von Sexualität.

Das alles vor dem Hintergrund der Revolution von 1979, dem Krieg gegen den Irak und den Wellen islamistischen Terrors danach, die auch vor dem Literaturzirkel nicht haltmachen. Ein anregendes, lesenswertes Buch, auch wenn im zweiten Teil manche Passagen ein wenig zu akademisch geraten sind.

Fokke Joel

Amir Hassan Chehelant: „Der Zirkel der Literaturliebhaber“. Aus dem Persischen übersetzt von Jutta Himmelreich. C. H. Beck Verlag, München 2020, 252 Seiten, 23 Euro



Sasha Filipenko

Die eine kämpft gegen das Vergessen,
der andere möchte nichts lieber als das.

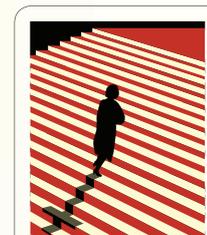
» Wenn Sie wissen wollen, was das moderne,
junge Russland denkt, lesen Sie Filipenko. «

Swetlana Alexijewitsch
(Nobelpreis für Literatur 2015)

LESEREISE 13. und 14. März, Leipziger Buchmesse 11. Mai, Berlin
15. März, Köln 13. Mai, Heidelberg

Buchtrailer und mehr:
diogenes.ch/rotekreuze

Diogenes



Sasha
Filipenko
ROTE KREUZE
Roman · Diogenes

Auch als eBook und Hörbuch

Nicht mehr nur mit Männern abhängen

Zehn Jahre nach dem Bestseller „Deutschboden“ kehrt Moritz von Uslar in die ostdeutsche Provinz zurück und findet, anders als beim ersten Mal, puren Faschismus

Von Thomas Winkler

Jetzt, diesmal soll, wenn schon nicht alles, dann doch vieles anders sein. Der Reporter – wie er sich selbst nennt, sich schon damals nannte – soll jetzt endlich ein echter Reporter sein. Nicht nur er selbst weiß es, auch seine Protagonisten. Als Moritz von Uslar zum zweiten Mal in Zehdenick ankommt, zehn Jahre nachdem er das Städtchen in der platten brandenburgischen Einöde zum ersten Mal besucht hatte und ihm mit „Deutschboden“ ein wackeliges Denkmal setzte, gibt ihm sein Held Raul für den zweiten Versuch, für „Nochmal Deutschboden“, mit auf den Weg: „Das muss eine politische Reportage werden, Moritz.“

Damals, vor zehn Jahren, charakterisierte von Uslar sein Werk als „teilnehmende Beobachtung“, in Rezensionen wurde „Deutschboden“ gar als Roman bezeichnet. Zehdenick war als „Hardrockhausen“ mehr schlecht als recht getarnt, trotzdem aber wurde der Bericht des Zeit-Autors flächendeckend für ziemlich bare Münze genommen. Da war einer aus der Mitte Berlins in die Peripherie aufgebrochen, ins Unbekannte, jedenfalls von seinem Stammlokal

Grill Royal aus gesehen. Er wollte den Osten entdecken, ja erklären. Und, mehr noch, er wollte Licht nach Dunkeldeutschland bringen.

Allerdings: Einige, um nicht zu sagen viele – auch Menschen, die Zehdenick gut kannten, weil sie dort lebten oder gelebt hatten –, fanden, dass von Uslar trotz dreimonatigem Aufenthalt einen, sagen wir mal, etwas eindimensionalen Einblick in die brandenburgische Kleinstadt gewonnen hätte. Manche sagten auch, er wäre seinen Protagonisten auf den Leim gegangen. Was man aus „Deutschboden“ auf jeden Fall herauslesen konnte: Das Buch war in seiner feibrigen Begeisterung brillant geschrieben, aber von Uslars Recherchebemühungen hatten offensichtlich vornehmlich darin bestanden, mit den Mitgliedern der Kellerband 5 Teeth Less regelmäßig einen über den Durst zu trinken.

Im Nachgang war das wohl dem Reporter selbst aufgegangen, dass er einer Erzählung vom wilden exotischen Osten, bevölkert von unverstellten Eingeborenen, aufgesessen war. „Aber ich war ja auch deshalb ein zweites Mal in die Kleinstadt gekommen, um mein Hirn ein bisschen mehr anzustrengen“, gesteht

er gleich zu Beginn von „Nochmal Deutschboden“.

Denn in den vergangenen zehn Jahren war viel passiert. Nicht nur war „Deutschboden“ ein Bestseller geworden, nicht nur hatte von Uslar kräftig Gegenwind bekommen, nicht nur hatte die in Zehdenick aufgewachsene Manja Präkels mit „Als ich mit Hitler Schnapskirchen aß“ so etwas wie eine Entgegnung zu „Deutschboden“ verfasst, mit dessen Autor eine Auseinandersetzung über *Zeit* und *Spiegel* ausgetragen und ihm den „verklärten Blick des Berliner Szenegängers“ auf die angeblich geläuterten Ex-Nazis bescheinigt – nicht nur das, auch die Zeiten hatten sich geändert.

Zwischenzeitlich – um genau zu sein, 2013 – war eine, so von Uslar, „saudumme, komplett unbegabte Partei“ namens AfD gegründet worden. Und während der Reporter vor Ort ist, im Sommer 2019, finden ein paar Wahlen statt, bei denen diese AfD Prozentzahlen erreicht, die sie zumindest in einigen Landstrichen zur Volkspartei befördern. „Hier musste also – wie hieß das gleich? Ach ja – recherchiert werden“, stellt von Uslar fest und fragt sich: „Dreißig Jahre nach

Mauerfall, wie ging’s der deutschen Seele?“ Also bricht er noch einmal auf, um abzuhängen mit den „Gesichtstätowierten, Kurden, Flüchtlingen, den ewigen Hartz-IV-lern, den Kleingangstern, den Schwindligen und den Komplett-Weggehämmerten“, mit „den Arschgeigen, den Hässlichen, Kaputten“, kurz mit „dem ganzen wunderbaren Kleinstadt-Volk“. Und die enttäuschen ihn nicht. Schon auf Seite 17 lässt einer das N-Wort fallen, eine Seite später gibt es eine geile Szene, die so geil ist, dass von Uslar extra noch mal darauf hinweisen muss: „Was für eine geile Szene.“

Überhaupt, was vor zehn Jahren oft unkommentiert stand, wird nun nachgerade pflichtschuldigst erklärt und gerechtfertigt. Der literarischen Qualität des Textes tut das nicht unbedingt gut. Denn das ist die Krux: Diesmal soll es nicht einfach nur geil sein. Von Uslar will, das merkt man schnell, vieles anders, manches besser machen. Er guckt zusammen mit alten Kumpels das Rammstein-Video „Deutschland“, er geht zur Veranstaltung der BI im Sportlerheim, fährt mit dem Bäckerbus über die Dörfer, er organisiert sogar eine Bürgersprechstunde mit der Europawahl-Spit-

zenkandidatin der SPD Katharina Barley in einem Kneipenhinterzimmer und besucht das Flüchtlingsheim.

Er sucht Aluhütchenträger, sitzt in der Kneipe neben Reichsbürgern und trifft auf dem Marktplatz schließlich vier Lokalpolitiker der AfD, auch wenn er großen Wert darauf legt, kein echtes Interview zu führen in „jenem hohen, gleichzeitig siegesgewiss anklagenden und selbstgerechten Ton, der so kolossal nerven konnte und von Vertretern der Qualitätspresse so zuverlässig angeschlagen wurde“. Trotzdem lässt er sich diesmal wirklich die Lebensgeschichten der Zehdenicker erzählen, er will deren gebrochene Biografien hören, die so gern in Sonntagsreden beschworenen Lebensleistungen würdigen. Er will, so wirkt es, was gutmachen. Er will sogar endlich mal nicht mehr nur mit Männern abhängen. Doch als er mit der „schönen Bäckersfrau“ ins Gespräch kommt, enthüllt die schnell ihre Ressentiments gegen Ausländer.

Und hier sind wir bei der These von „Nochmal Deutschboden“: Es habe, diagnostiziert der Reporter, in den letzten zehn Jahren ein Rechtsruck stattgefunden in Hardrockhausen. Er zitiert Speedy, den vor der Ankunft der Asylbewerber einzigen Dunkelhäftiger im Städtchen: „Neger, Nigger, Scheiß-Asylanten-Pack, das sei in der Stadt einfach der gängige Umgangston.“ Er findet einen „ganz gewöhnlichen rechten Volkszorn“ und den „ganz normalen Rechtsradikalismus, der in den Mauern der Kleinstadt steckte“: Fazit: Es ist der „pure Faschismus“. Die Frage, die sich da allerdings aufdrängt: Ist das Zehdenick von heute wirklich ein so ganz anderes als das von vor zehn Jahren? Oder hat von Uslar bloß besser hingeguckt?

Am Herrentag fängt er sich endlich jene Backpfeife ein, die er sich, das vermutet er selbst, schon mit dem ersten Buch verdient hatte. So ist „Nochmal Deutschboden“ fast ein Gang nach Canossa, eine Abbitte geworden, die für den Leser – neben einigen sehr unterhaltsamen Szenen und ein paar ganz interessanten Einblicken – dann doch vor allem eine Erkenntnis bereithält: Der Osten Deutschlands mag sich verändert haben. Aber eines, das hat sich ganz sicher verändert, und das ist der Reporter Moritz von Uslar.



Wachposten fürs Kleinstadt-Volk Foto: Jörg Brüggemann/Ostkreuz



Moritz von Uslar: „Nochmal Deutschboden. Meine Rückkehr in die brandenburgische Provinz“. Kiepenheuer & Witsch, Köln 2020, 336 S., 22 Euro

Die Lyrik auf Erden ist kurz grandios

Endlich liegt ein Gedichtband von Ocean Vuong auf Deutsch vor: „Nachthimmel mit Austrittswunden“

Von Stefan Hochgesand

Ocean Vuong erzählt gern, er sei ein Kind der Neunziger und habe als solches gern Autorenen gespielt, Mario Kart. Und Lyrik schreiben habe durch etwas mit dem Zocken an der Konsole gemein: Wenn du nicht auf das Level kommst, das dir vorschwebt (und kaum je wird es direkt gelingen), startest du immer und immer wieder aufs Neue, bis du dort angelangst.

Ein Autorenen hat Ocean Vuong mit seinen Gedichten zwar nicht gewonnen, dafür aber 2017 einen der begehrtesten Lyrikpreise der Welt, den britischen T. S. Eliot Prize, für seinen Gedichtband „Night Sky with Exit Wounds“ von 2016. Damit steht er in einer Reihe mit Leuten wie John Burnside oder Ted Hughes, dem Mann von Sylvia Plath.

Geboren auf einer Reisfarm bei Saigon, Vietnam, hat Ocean Vuong eines seiner ersten Lebensjahre in einem Flüchtlingslager auf den Philippinen verbracht. Mittlerweile ist er Juniorprofessor für Lyrik – und steht, wie auch der im Iran geborene Kaveh Akbar, ebenfalls 31 Jahre alt, für eine neue Strömung autok-

tiver Lyrik in den USA mit sozialpolitischem Bewusstsein. Im Dankeswort seines Romans huldigt Vuong der japanisch-amerikanischen Sängerin und Gitarrenschrämmerin Mitski sowie R&B-Gott Frank Ocean. All dies passt natürlich zum Vergleich mit den Videospiele: Gedichte sind für Vuong nicht bloß für erlauchte Akademiker*innen, sondern sie haben sehr viel mit unserem mal banalen, mal brutalen und immer wieder grandiosen Leben auf Erden zu schaffen.

Nachdem Ocean Vuongs Debütroman „Auf Erden sind wir kurz grandios“ 2019 auch hierzulande gefeiert wurde als eines der besten Bücher des Jahres, mindestens, bringt der Hanser Verlag nun, nachträglich quasi, besagten, auf Englisch schon längst erschienenen Lyrikband heraus, zweisprachig englisch und deutsch: „Nachthimmel mit Austrittswunden“.

Austrittswunden sind nun nicht einfach irgendwelche Wunden, aus denen Eiter oder Blut austritt, sondern sie sind die Wundstellen des Körpers, die etwa eine Revolverkugel reißt, wenn sie den Körper wieder verlässt – und damit der Gegenwart zur Eintrittswunde. Damit sind auch schon wichtige Sujets markiert: Krieg, Verletzung, Verlust. Aber auch: Exit als Emigration ins Exil.

Wer den sprachgewaltigen Roman Ocean Vuongs gelesen hat, dem wird nun bei der Gedichtlektüre einiges vertraut vorkommen: das Begehren des lyrischen Ichs für einen anderen Jungen, in einem Auto vor der Farm; der Analphabetismus der aus Vietnam in die USA immigrierten Mutter, die nun im Nagelsalon schuftet; 9/11; häusliche Gewalt; das schwierige Verhältnis zum in seiner Abwesenheit sehr anwesenden Vater; erlegte Tiere; die Freunde, die an Überdosen starben; die Brutalität konventioneller Konzepte von Männlichkeit; die Erlebnisse der Großmutter im Vietnamkrieg; und die Sprache selbst als merkwürdige, fragwürdige Begrenzung unseres Denkens, unserer Welt – deren Konventionen es daher zu kippen gilt. Die Übersetzung kann den Vuong’schen Sound, bei dem es auch sehr auf den Rhythmus ankommt, leider nicht ins Deutsche retten. Umso besser, dass die Übertragungen wohl eher als Verständnishilfen zu verstehen sind in diesem bilingualen Druck.

Es wäre nun aber falsch zu meinen, Vuong hätte mit dem Gedichtband 2016 quasi schon vorab den Roman vorgelegt. Vielmehr hat er sich beim Romanschreiben die Freiheit genommen, abermals wie ein Dichter vorzudringen: „Ja, es war okay für mich, all diese Themen anzupacken“, hat Ocean Vuong der

taz bezüglich des Romans gesagt, „denn ich war ja ein Dichter. In einem Gedichtband hat man die Chance, mit jedem einzelnen Gedicht etwas Eigenes zu sagen. Mit meinem Roman wollte ich das Gleiche.“

Wenn er Telemach auf seinen Vater Odysseus treffen lässt, sind beide damit überfordert, welche Rollen sie als Männer, als Vater und Sohn zu erfüllen haben. Wenn Vuong nach Troja zieht, ist da auch ein Junge, dessen rotes Kleid von ihm abblättert „wie die Schale eines Apfels. Als würden ihre Schwerter nicht geschliffen in ihm.“ Vuong montiert „White Christmas“ parallel mit dem Ende des Vietnamkriegs; er dichtet über Blowjob und schreibt eine Ode auf die Masturbation, in der das lyrische Du Salz von der Schwanz-Klit schabst, also einem Geschlechtssteil, bei dem nicht gleich klar ist, ob es sich um einen Penis oder eine Klitoris handelt.

Vuong’s Gedichte können zärtlich und schonungslos sein, hartnäckig und flüchtig, hermetisch und direkt. Sie sind voller Wunden, voller Zweifel, voller Liebe. „Eines Tages werde ich Ocean Vuong lieben“ heißt eines der Gedichte. Viele, die Vuong gelesen haben, werden ihn aber nicht erst eines Tages lieben, sondern schon heute: als jungen Poeten des verdichteten Verlusts.



Ocean Vuong: „Nachthimmel mit Austrittswunden“, aus dem Englischen von Anne-Kristin Mittag. Hanser Verlag, München 2020, 176 S., 19 Euro

Eine Erbschaft für alle

Thomas Piketty schlägt in seiner neuen Globalgeschichte der sozialen Ungleichheit den „partizipativen Sozialismus“ vor



Von Ulrike Herrmann

Der Franzose Thomas Piketty ist der „Rockstar“ unter den Ökonomen: Sein Buch „Das Kapital im 21. Jahrhundert“ wurde 2013 zum Weltbestseller und hat sich mehr als zwei Millionen Mal verkauft.

An diesen Erfolg will Piketty nun mit der Fortsetzung „Kapital und Ideologie“ anknüpfen, die sogar noch dicker als der Vorgänger ist und stolze 1.312 Seiten umfasst. Das Kalkül ist so offensichtlich wie ärgerlich: Schon durch den immensen Umfang will Piketty sicherstellen, dass auch dieses Buch zum „Standardwerk“ aufsteigt.

Leider ist der Inhalt dürrig. Die neue Schrift ist extrem redundant und wirkt über weite Strecken, als läse man erneut das Buch von 2013. In vielen Kapiteln recycelt Piketty nämlich jene Statistiken, die schon in „Das Kapital im 21. Jahrhundert“ illustrierten, wie die Ungleichheit weltweit steigt. Vom globalisierten Kapitalismus profitieren vor allem die Kapitalbesitzer, während die Gehälter der Beschäftigten tendenziell stagnieren. Diese Statistiken sind verdienstvoll, aber längst bekannt. Sie beruhen auf einer Datensammlung, die im Internet frei verfügbar ist: der World Inequality Database. Um Einkommen und Vermögen der Eliten zu erfassen, wertet dieses Projekt alle Steuerdaten aus, die – je nach Land – bis ins 18. Jahrhundert zurückreichen können. Mehr als 100 Forscher in über 80 Ländern beteiligen sich an dieser globalen Recherche, Piketty gehört zu den Koordinatoren.

Die Daten für Deutschland erschienen erstmals 2007 und wurden 2018 erweitert. Um sich über die weltweite Ungleichheit zu informieren, muss man also nicht Piketty lesen. Interessant wäre sein Buch nur, wenn er die bekannten Daten mit neuen Deutungen versehen hätte. Sein jetziges Buch wird als „Fortsetzung“ deklariert, ist in Wahrheit aber eine theoretische Kehrtwende, denn zentrale Annahmen in „Das Kapital im 21. Jahrhundert“ haben sich als Fehler erwiesen.

Dieses Buch wurde vor allem berühmt, weil sich dort eine simple Formel fand, die die steigende Ungleichheit erklären sollte: $r > g$. Gemeint war damit, dass die Rendite (r) stets größer als das Wachstum (g) sei, wobei g für das englische *growth* stand.

Die Formel hatte mindestens drei Schwächen. Zum einen erklärte sie nichts; sie beschrieb nur die Ungleichheit, aber es fehlte die Analyse, warum die Kluft zwischen Arm und Reich angeblich zwingend sein sollte. Zudem war der Ansatz deterministisch; politische Einflüsse waren ausgeschlossen. Vor allem aber stimmte die Formel nicht, wie Pikettys eigenen Statistiken zu entnehmen war; in den Jahrzehnten von 1940 bis 1980 ist die Ungleichheit im Westen nicht etwa gestiegen, sondern gesunken, und erst in den vergangenen vierzig Jahren hat sie wieder zugenommen.

Diese Einwände haben Piketty offenbar überzeugt, ohne dass er dies offensiv zugeben würde. Er vollzieht eine Korrektur, über die er aber kein Wort verliert. Von seiner berühmten Formel $r > g$ ist nirgendwo die Rede. Stattdessen wird permanent betont, dass es keinen Determinismus gebe. Allein die politische Ideologie entscheide, wie krass die Ungleichheit ausfalle.

Um die vielfältigen Varianten der Ungleichheit breit darzustellen, handelt Piketty fast sämtliche Gesellschaften ab, die es in der Weltgeschichte gegeben hat. Ob Mesopotamien, das antike Rom, das chinesische Kaiserreich, das Kastenwesen in Indien, der Iran, das afrikanische Kalifat Sokoto, das Königreich Aceh auf der Insel Sumatra, Haiti, Brasilien, die amerikanischen Südstaaten, das russische Zarenreich, Frankreich, Großbritannien, Schweden, Algerien, Südafrika, die kommunistische Sowjetunion, Osteuropa nach 1990 oder die Eurozone – nichts fehlt. Für diese historische Rundreise sind selbst 1.300 Seiten nicht genug, sodass der Abriss oberflächlich bleibt. Pikettys Datenbrei ermüdet, zumal fast nichts neu ist. Denn Piketty kennt sich in den allermeisten Weltgegenden nicht aus

und muss sich daher auf längst bekannte Standardwerke stützen.

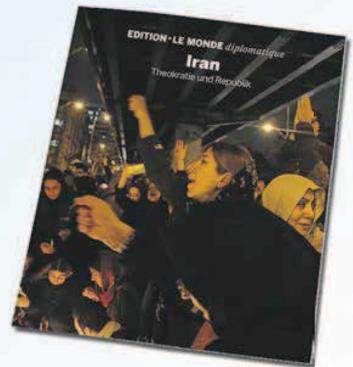
Nur gelegentlich finden sich interessante Details. So weist Piketty anhand von Pariser Nachlassakten nach, dass die Ungleichheit nach der Französischen Revolution massiv angestiegen ist, obwohl der Slogan „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ das Gegenteil versprochen hatte. Erhellend ist auch sein Hinweis, wie die Zahlungsbilanz der osteuropäischen Staaten seit 1990 aussieht: Die EU überweist zwar Milliardenhilfen, aber mehr Geld wird aus diesen Ländern abgezogen – von westlichen Firmen, die dort investiert haben und ihre Gewinne in die Heimat transferieren.

Mit seinem Riitt durch die Weltgeschichte will Piketty zeigen, dass politische Maßnahmen die Ungleichheit reduzieren können. Doch dafür hätte eine konzise Darstellung des 20. Jahrhunderts gereicht. Denn letztlich orientiert sich Piketty am „sozialdemokratischen Zeitalter“ in den westlichen Industrieländern. In den Jahren von 1950 bis 1980 wurden hohe Einkommen, Vermögen und Erbschaften so stark besteuert, dass die Ungleichheit zurückging. Zugleich zog das Wachstum an. Es belastet die Wirtschaft also nicht, wenn die Reichen ihren Beitrag leisten müssen. Die Neoliberalen sind damit historisch widerlegt.

Piketty nennt sein Projekt „partizipativen Sozialismus“. Unter anderem schlägt er eine soziale Erbschaft für alle vor. Jeder EU-Bürger soll an seinem 25. Geburtstag 120.000 Euro erhalten – was durch hohe Steuern für die Reichen mühelos zu finanzieren wäre. Darüber lohnt es nachzudenken. Aber für diese Kernideen hätten 300 Seiten gereicht, wie das neueste Buch von Gabriel Zucman zeigt. Der französische Ökonom ist ein Schüler von Piketty und hat kürzlich „Der Triumph der Ungerechtigkeit“ veröffentlicht (siehe taz vom 26. 2. 20). Zucman nutzt die gleichen Statistiken wie Piketty und kommt zu ähnlichen Ergebnissen. Aber Zucman ist knapp, präzise, brillant. Piketty hingegen ist quälend langatmig.

Ein kapitalistisches Glücksversprechen: Shopping in Paris
Foto: Thibault Camus/ap

Persische Paradoxien



Willkommen im Land der Widersprüche: Eine Theokratie, in der der Anteil der Geistlichen im Parlament nur noch bei 6 Prozent liegt, mit einer Kleiderordnung für Frauen, die die Mehrheit der Bevölkerung ablehnt, und Berufsverboten für Regisseure, deren internationale Preise in staatlichen Museen ausgestellt werden.

8,50 €, broschüriert, 112 Seiten, ISBN 978-3-937683-85-0
monde-diplomatique.de/edition-lmd
shop@taz.de • T. (030) 2590 2138

*Versandkostenfrei im Inland, im Ausland zzgl. Versandkosten.

taz Verlags- und Vertriebs-GmbH • Friedrichstraße 21 • 10969 Berlin

EDITION • LE MONDE diplomatique

taz shop

40 Jahre taz - Das Buch

Vier Jahrzehnte taz, vier Jahrzehnte Weltgeschichte. Eine spannende Lektüre und unterhaltsame Fundgrube, üppig illustriert. Mit vielen Faksimiles und Beiträgen aus allen Phasen der taz-Geschichte. Großformat, Hardcover, 400 Seiten, Eigenverlag. eBook: taz.de/ekiosk



€ 40,00

taz Shop | taz Verlags- und Vertriebs GmbH | Friedrichstraße 21
10969 Berlin | T (030) 2590 2138 | tazshop@taz.de | www.taz.de/shop

taz genossenschaft

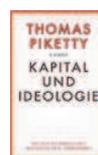
DIE FREIHEIT DER MEINUNG IST UNANTAZBAR.

Demokratische Gesellschaften brauchen eine unabhängige Presse



Setzen Sie ein Zeichen für Meinungsvielfalt und gegen Meinungsmache. Werden Sie Mitglied der taz Genossenschaft. Mit einer Einlage ab 500 Euro (wahlweise auch in 20 Raten zahlbar) können Sie MitgestütterIn werden.

gen@taz.de | T (030) 2590 2213 | www.taz.de/genossenschaft



Thomas Piketty: „Kapital und Ideologie“. C. H. Beck, München 2020, 1.312 S., 39,95 Euro



745 Paar rote Schuhe, mit denen die mexikanische Künstlerin Elina Chauvet auf die Gewalt gegen Frauen aufmerksam machen möchte
Foto: Jon Nazca/reuters

„Die vorhandenen Gesetze reichen aus“

In Deutschland ist jede dritte Frau von physischer oder sexueller Gewalt betroffen. Die Strafrechtsanwältin Christina Clemm hat die Geschichten hinter dieser Zahl recherchiert

Von Simone Schmollack

taz: Frau Clemm, wenn man Ihr Buch liest, könnte man am Rechtsstaat zweifeln.

Christina Clemm: Das Phänomen der geschlechtsspezifischen Gewalt braucht bessere Bearbeitung, mehr Wissen und mehr Aufmerksamkeit. Bei Femiziden wird Heimtücke bei der Tat oft verneint, weil das Opfer mit der Gewalt, die es vorher schon erlebt hatte, wieder mit Gewalt rechnen muss. Ist das nicht fragwürdig?

Ja, aber auch, wenn kein niedriger Beweggrund angenommen wird, weil es verständlich sein soll, dass ein Mann seine Frau aus Eifersucht oder aus Verzweiflung über die zerstörte Zukunftsperspektive tötet.

Das ist ein zutiefst patriarchaler Ansatz: Die Frau gehört mir, sie ist mein Eigentum.

Hier offenbart sich ein gesellschaftlicher Machtanspruch des Mannes über die Frau, besonders über die Ehefrau. Ich halte es für dringend erforderlich, Mord an Frauen als solche zu benennen, eben als Femizide und nicht als Familien- oder Eifersuchtsdramen.

Brauchen wir einen neuen Straftatbestand Femizid?

Ich denke nicht, dass wir den benötigen, die vorhandenen Gesetze reichen aus. Aber die Rechtsprechung muss ihre Frauenfeindlichkeit ablegen.

Seit Jahren debattieren wir über sexuelle Gewalt, der Filmregisseur Harvey Weinstein ist gerade wegen Vergewaltigung verurteilt worden, der Film „Bombshell“ legt sexuelle Übergriffe im US-amerikanischen Fernsehen offen. Trotzdem wird Frauen oft nicht geglaubt, wenn sie Übergriffe anzeigen. Warum?

Der Mythos „der lügenden Frau“ hält sich hartnäckig. Dies hat mehr mit Machtverhältnissen als mit der Realität zu tun. Es gibt keine belastbaren Zahlen dafür, dass Frauen

bei sexualisierter Gewalt übermäßig falsch anzeigen. Warum auch? Frauen ziehen in der Regel keine Vorteile daraus, wenn sie anzeigen. In Deutschland bekommen sie weder ein hohes Schmerzensgeld, noch klettern sie die Karriereleiter hinauf, noch bekommen sie die Kinder zugesprochen. Ganz im Gegenteil, sie werden häufig als Opfer stigmatisiert und mit Argwohn betrachtet, selbst bei einer Verurteilung des Täters. Wenn eine Frau ihren Ehemann angezeigt hat, kann das ökonomisch sogar eine Katastrophe für sie sein, weil etwa der Unterhalt wegfällt.

Zeigen deswegen viele Frauen Gewaltübergriffe erst gar nicht an?

Betroffene wollen häufig nicht, dass der Täter ins Gefängnis kommt oder eine Geldstrafe zahlen muss. Oft erstatten sie auch nicht selbst Anzeige, sondern andere. Sie wollen meist vorrangig, dass die Gewalt aufhört und der Täter sie in Ruhe lässt, dass er sie vergisst. Schwerer ist das für Frauen, die mit dem Täter Kinder haben. Sie wünschen sich meist eine Einigung: Er soll nicht mehr schlecht über die Frau reden und gut zu den Kindern sein. Und viele zeigen nicht an, weil sie keinen Zugang zum Recht haben – häufig mehrfach diskriminierte Menschen wie etwa Transpersonen, Frauen mit Beeinträchtigungen, Geflüchtete, marginalisierte Frauen.

Bei Gewaltkonflikten von Paaren mit Kindern steht das Umgangsrecht über dem Gewaltschutz. Warum ist das nicht schon lange geändert?

In der Rechtsprechung hat sich die Ansicht durchgesetzt, dass es stets dem Kindeswohl entspreche, Kontakt zu beiden Elternteilen zu haben. Aber ich bezweifle, dass ein gewalttätiger Vater dem Kindeswohl entspricht, selbst wenn sich die Gewalt „nur“ gegen die Mutter richtet. Auch das Miterleben von Gewalt wirkt für

Kinder traumatisierend, ebenso die Angst um die Mutter.

Strafprozesse wegen sexueller und Partnerschaftsgewalt sind für Betroffene meist schwer durchzustehen. Deshalb debattieren Opferschutzorganisationen und Anwälte*innen schon länger darüber, ob es nicht andere Wege gäbe, den Tätern beizukommen.

Wir haben derzeit keine anderen erprobten gesellschaftlichen Maßnahmen im Sinne einer Restorative Justice.

Also einer Form der Konflikttransformation durch ein Wiederholungsgangverfahren?

Ja, aber es bleibt trotzdem die Frage: Hilft Strafe? Wie wirkt sie? Ich selbst bin da auch skeptisch und fordere keine immer härteren Gesetze und immer höhere Strafen. Was helfen könnte, ist mehr Wissen um die Gefahr, schnellere Verfahren und schnellere Konsequenzen.

Was heißt das konkret?

Grundsätzlich muss es mehr Täterarbeit und besseren Schutz, mehr Beratung und echte Perspektiven für gewaltbetroffene Frauen geben. Vor allem aber eine stärkere gesellschaftliche Debatte: Wir dulden keine geschlechtsspezifische Gewalt.

Geschlechtsspezifische Gewalt gibt es ja auch in anderen Lebensbereichen.

Ja, auch bei politischen Auseinandersetzungen oder etwa bei Polizeigewalt. Auch darum geht es ja in meinem Buch. Geschlechtsspezifische Gewalt und Misogynie sind immer auch fester Bestandteil rechtsextrimer Ideologien und patriarchaler Strukturen, die die Gewalt fördern. In den Geschichten, die ich in meinem Buch erzähle, möchte ich aber auch den Blick auf die Betroffenen lenken – auf ihre Verletzungen. Und auf die doch ganz unterschiedlichen Wege, die sie nach schweren Straftaten gehen.

Die Politik der Düfte

Ein Parfum und die Abgründe des 20. Jahrhunderts. Karl Schlöglers Zugang zur Geschichte ist herausragend

Von Barbara Oertel

Man hätte es ahnen können: Karl Schlögl hat immer mal wieder Überraschendes und Ungewöhnliches im Köcher. Als 2014 die Ukraine von Massenprotesten erschüttert wurde, Russland die Krim annektierte und im Donbass ein Krieg ausbrach, konstatierte der renommierte Osteuropahistoriker bei sich unumwunden einen blinden Fleck.

Auch Schlöglers unlängst erschienene Abhandlung „Der Duft der Imperien“ ist eine Erkundung bekannten und unbekanntem Terrains gleichermaßen, sie ist diesmal jedoch auch ein Schnupperstudium der besonderen Art. Die Recherche beginnt, eher zufällig, mit Erinnerungen des Autors an olfaktorische Wahrnehmungen in der Sowjetunion – da, wo es festlich zugeht. Das Objekt der nasalen Begierde ist alsbald identifiziert: Ein Duft namens „Rotes Moskau“, der zum Parfum schlechthin in der Sowjetunion avancierte. „Im Duft eines Parfums kann die ganze Geschichte des 20. Jahrhunderts enthalten sein“, schreibt Schlögl und nimmt Witterung auf. Und rieche da, die Spur führt nach Frankreich. „Rotes Moskau“ hat einen Zwilling, Chanel N 5.

Die beiden edlen Wässerchen werden zur Chiffre für verschiedene Phasen der an Brüchen so reichen Geschichte des 20. Jahrhunderts – sei es in Politik und Wirtschaft, aber auch in der Kunst und (Alltags-)Kultur.

Am Anfang stehen mit Ernest Beaux und Auguste Michel zwei französische Parfümeure, die sich ins vorrevolutionäre Russland aufmachen, wo eine boomende Kosmetikbranche vielfältige Betätigungsmöglichkeiten bietet. Aus Anlass des 300-jährigen Kronjubiläums der Romanows kreiert Beaux 1913 den Duft „Bouquet de l’Imperatrice Catherine II“ – quasi den Völauer von Chanel N 5 und „Rotes Moskau“. Anders als Beaux, der nach der Oktoberrevolution und dem Bürgerkrieg nach Frankreich zurückkehrt, bleibt Michel in Russland und wirkt an der Gründung der sowjetischen Parfümindustrie in Gestalt des Betriebes Neue Morgenröte mit. 1937, im Jahr der großen Säuberungen, erhält er den Auftrag zur Schaffung eines neuen Parfums, „Palast der Sowjets“ – ein zu einer Essenz geronnener Ausdruck für ein gigantomanisches Bauwerk der Superalternativen Namens, mit dessen Modell Moskau auf der Pariser Weltausstellung 1937 Furore machte.

Michel scheidet an der Aufgabe. Im selben Jahr verliert sich seine Spur und so kann auch Schlögl über sein weite-

res Schicksal nur mutmaßen. „Wahrscheinlich ist sein Verschwinden mit den Repressionen in Zusammenhang zu bringen. Er war ein Angehöriger der bürgerlichen Klasse, noch dazu in einem Bereich der Luxusproduktion – und war schon von daher zum Untergang bestimmt“, schreibt er.

Nicht minder interessant und aufschlussreich in diesem Kontext ist die Lebensgeschichte von Polina Schemtschuschina, der Ehefrau des sowjetischen Außenministers Wjatscheslaw Molotow, die Schlögl parallel zur Vita von Coco Chanel erzählt.

Anfang der 30er Jahre wird Schemtschuschina, die sich in der Partei hochgedient hat, Direktorin des Betriebs Neue Morgenröte. Nach zwei Jahren übernimmt sie die Leitung des staatlichen Parfümerietrusts TeShe. Weitere Stationen auf der Karriereleiter sind die Berufung zur Volkskommissarin unter anderem für Parfum und Kosmetik sowie ein Kandidatenstatus im Zentralkomitee der Kommunistischen Partei. Dann wendet sich das Blatt. 1949 wird Schemtschuschina wegen Verbindung zu zionistischen Kreisen verhaftet und für fünf Jahre in die Verbannung geschickt. Nach dem Tod Stalins im Jahr 1953 kommt sie auf Befehl des damaligen Geheimdienstchefs Lawrenti Berija frei. Bis zu ihrem Tod im Jahr 1970 bleibt sie eine fanatische Anhängerin Stalins.

Die Haft und Verbannung Schemtschuschinas nimmt Schlögl zum Anlass für einen kurzen Exkurs über eine andere Welt: die des Rauchs der NS-Krematorien und des Geruchs der Polyma. Die Polyma steht als Pars pro toto für das Gulagsystem, in dem Millionen Menschen zu Tode kamen und das der Schriftsteller Warlam Schalamanow, der selbst 17 Jahre in Lagern verbrachte, so eindrücklich beschrieben hat. In dieser Hölle aus Eis und Schnee prägt sich nicht der Geruch nach Tod und Verwesung ein, sondern der von Brot. Er steht für das nackte Überleben.

Schlöglers Tour d’Horizon endet mit einem Blick auf die Entwicklung nach dem Ende der Sowjetunion 1991. Exklusive ausländische Marken fluten auch den russischen Markt. Zwar erfährt auch „Rotes Moskau“ eine Renaissance, bleibt aber eine Randerscheinung, die allenfalls Nostalgieker und Sammler interessiert.

Alles in allem hat Schlögl mehr wieder den richtigen Riecher. Allerdings mutet der Autor seinem Publikum schon einiges zu mit diesen knapp 200 Seiten, die randvoll gefüllt sind mit Informationen. Dennoch bleibt: Die Lektüre lohnt und macht Lust darauf, die Nase auch mal in andere geschichtliche Epochen zu stecken.



Karl Schlögl: „Der Duft der Imperien“. Carl Hanser Verlag, München 2020, 221 S., 23 Euro



Christina Clemm: „Akteneinsicht“. Kunstmann Verlag, München 2020, 300 S., 20 Euro

Christina Clemm ist Fachanwältin für Strafrecht und Familienrecht und war Mitglied der Expertenkommission zur Reform des Sexualstrafrechts des BMJV.

Irgendwer McIrgendwas, die Mittlere Schwester und der Grusel des Vagen

In Zeiten der Verrohung sind misshandelte Frauen ein Kollateralschaden: Anna Burns' Roman „Milchmann“ erzählt vom Nordirlandkonflikt – und zugleich von sexualisierter Gewalt

Von Julia Lorenz

ines Nachts schlachten sie alle Hunde ab. Weil die Tiere Schutz versprechen, für Treue und Ordnung stehen, streifen die Militärs des verfeindeten Landes durch die Nachbarschaft, schneiden allen Hunden die Kehle durch und stapeln sie auf dem zentralen Platz des Bezirks zu einem riesigen Berg. Der große Hundemord, erinnert sich die Erzählerin in Anna Burns' Roman „Milchmann“, war „makaber und spektakulär“ – tote Katzen hingegen sind keine große Sache: Weil sie als „link, pechbringend, das Weibliche symbolisierend“ gelten, lassen die Männer ihre Wut an ihnen aus. In Zeiten der Verrohung, das wird schnell klar, sind misshandelte Frauen ein Kollateralschaden.

Als erste Autorin aus Nordirland gewann Anna Burns für „Milchmann“ 2018 den Man Booker Prize. Sie wurde 1962 in Belfast geboren, sieben Jahre vor Ausbruch des Nordirlandkonflikts, der das Land bis in die späten Neunziger beherrschen sollte. Ihr Heimatbezirk Ardoyne, ein katholisch geprägtes Arbeiterviertel, war eine Hochburg der irischen Nationalisten. Mit Bombenanschlägen und bewaffneten Morden kämpften paramilitärische Organisationen wie die IRA für die Loslösung vom protestantischen England.



Wurde 1962 in Belfast geboren: Anna Burns. Foto: Eleni Stefanou

„Milchmann“ erzählt die Geschichte der „Mittleren Schwester“, einer namenlosen 18-jährigen in einer namenlosen Stadt, die Belfast nachempfunden ist. Die Handlung setzt ein, als der Milchmann in ihr Leben tritt. „Ich wusste nicht, wessen Milchmann er war. Unserer jedenfalls nicht. Ich glaube, er war niemandes Milchmann“, erzählt Mittlere Schwester. Ein Hinweis auf die wahre Identität des Fremden findet sich in Burns' 2001 erschienenen Roman „No Bones“: In dem stellt die IRA zu Zeiten des Konflikts Benzinbomben in Milchkeisten vor den Häusern der Einwohner Belfasts ab.

Der Milchmann, ein unheimlicher, nicht zu greifender Typ, stellt der Erzählerin nach. Obwohl sie nichts von ihm wissen will, dichtet ihr die Nachbarschaft eine Affäre mit ihrem 23 Jahre älteren

Stalker an. Im Klima der Paranoia steht Mittlere Schwester als junge Frau unter besonders strenger Beobachtung: Wo sie auftaucht, hört sie in den Büschen die Kameras klicken. Hilfe kann sie von keinem erwarten. Die Mutter mag ihr nicht glauben, ihren wenigen Vertrauten will sie die Konfrontation mit dem Milchmann nicht zumuten – immerhin ist er ein einflussreicher Paramilitär, der von den abenteuerlustigen Frauen im Bezirk wie ein Rockstar verehrt wird.

Immer wieder verlässt Burns das Romangeschehen, um die Mentalität in ihrem literarisierten Viertel Ardoyne zu beschreiben. Es ist eine borierte, in Angst erstarrte Gemeinschaft, in der nicht sein kann, was nicht sein darf. Im Französischunterricht geraten die Anwohner in Streit mit der Lehrerin, weil sie ihnen erzählen will, der Himmel sei nicht immer blau. Der Erzählerin bleibt nichts anderes übrig, als ihre Feinfühligkeit hinter einer Fassade aus Ruppigkeit, Street Smartness und demonstrativer Egalhaltung vor der unerbitlichen Gemeinde zu verstecken. „Der Tag, an dem Irgendwer McIrgendwas mir eine Waffe auf die Brust setzte, mich ein Plättchen zu beschreiben. Es ist eine borierte, in Angst erstarrte Gemeinschaft, in der nicht sein kann, was nicht sein darf.“ Ihr erster Satz ist ein fieser Hammer, ohne den bislang kaum ein Text über „Milchmann“ auskam. Natürlich auch, weil er so vieles vorwegnimmt: den Tod des Peinigens, Burns' lakonischen Ton – und ihren effektvollen Kniff, alle Figuren und Orte zu anonymisieren. Die Protagonisten tragen Namen wie Atomjunge, Chefkoch und Vielleicht-Freund, alle sind zurückgeworfen auf die ihnen zugeschriebene Rolle. Auch das verfeindete England wird nie benannt, sondern als das „Land auf der anderen Seite der See“ beschrieben. Burns' Kunstgriff lässt die historisch fundierte Geschichte klingen wie eine surreale Parabel, die einen unruhig gestimmt zurücklässt.

Es ist dieser Grusel des Vagen, der ein plastisches Bild des Konflikts entstehen lässt. Burns erzählt Zeitspezifisches von toten Geschwistern und Waffenlagern – und zugleich eine ganz universelle Geschichte über sexualisierte Gewalt in ihren uneindeutigsten Spielarten, über Formen von Macht- und Ausübung, für die eine jugendliche noch keine Sprache hat. „Milchmann“ ist nicht nur Zeitgemäße, sondern auch Bildungsroman über das Frauwerden in Krisenzeiten. „Es war ganz einfach so, dass Schwager nicht zwischen können, wie sich zwischen zwei Menschen etwas Nicht-Körperliches abspielen konnte. Wie alle anderen verstand ich es ja selbst nicht, dieses Tun-aber-nicht-Tun, wie hätte ich es also anerkennen und damit den derzeitigen Status quo aufs Spiel setzen können?“, fragt Mittlere Schwester zu Beginn des Romans. Als sie später eine tote Katze im Straßengraben findet, nimmt sie ihren Kopf mit, um ihn zu begraben.

Maxim Biller veröffentlichte seine erste Sammlung von Kurzgeschichten im Jahr 1990. Foto: Lottermann und Fuentes



Anna Burns: „Milchmann“, a. d. Engl. von Anna-Nina Kroll, Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 2020, 452 S., 25 Euro



Das Leben ist so schwer und so einfach wie jedes Geheimnis

Ohne Antwort bleiben: Maxim Billers Familiengeschichten folgen einem Muster

Von Ulrich Gutmaier

Es kommt bei Romanen und Kurzgeschichten eher selten vor, dass ihnen ein Schutzvermerk vorangestellt wird. Es hat also einen Grund, wenn Maxim Billers erste Kurzgeschichtensammlung „Wenn ich einmal reich und tot bin“ mit dem Hinweis versehen war: „Sämtliche Figuren und Handlungen sind frei erfunden. Alle Ähnlichkeiten mit Lebenden und Verstorbenen sind deshalb rein zufällig und nicht beabsichtigt.“

Mag sein, dass solche Ähnlichkeiten nicht beabsichtigt sind. Doch es ist offensichtlich, dass in vielen Figuren und Handlungen der Biller'schen Geschichten Echos seiner Familiengeschichte und seiner eigenen Geschichte als Schriftsteller, Kolumnist und Kritiker zu hören sind.

Etwas Ähnlichkeiten mit Lebenden und Verstorbenen haben also einen guten Grund, und sei es nur, dass das Leben die besten, weil unwahrscheinlichsten Geschichten schreibt und das Werk eines Schriftstellers ohne seine Erfahrungen recht dünn ausfallen dürfte. Für die Geschichten als Geschichten spielen solche Ähnlichkeiten keine Rolle. Sie sind für sich genommen wahrhaftig oder eben nicht. Gerichte haben andere Kriterien, weswegen Billers Roman „Esra“ bis auf den heutigen Tag nicht im Buchhandel erhältlich ist.

Unter dem Titel „Sieben Versuche zu lieben“ finden sich nun dreizehn Familiengeschichten Billers versammelt, die einst verstreut in verschiedenen

Kurzgeschichtenbänden des Autors erschienen sind und die Nähe von Autor und Werk bezeugen. Hintereinander gelesen zeigen sie außerdem, dass Billers Roman „Sechs Koffer“ von 2018 viele Vorgeschichten hat, in denen der Autor die Suche nach dem Familiengeheimnis (die sich umso schwieriger gestaltet, als konkurrierende Erzählungen dazu kursieren) bereits in verschiedenen Variationen durchgespielt hat. Biller variiert diese Familiengeschichten wie ein Thema, das ein Jazzmusiker gefunden hat und nun bei jedem seiner Auftritte, bei jeder Aufnahme auf neue Weise interpretiert.

Es sind also Versionen derselben Familiengeschichte, von der Maxim Biller, der in diesem Jahr seinen sechzigsten Geburtstag feiern wird, seit dreißig Jahren in seinen Geschichten erzählt. Der Ich-Erzähler ist ein junger jüdischer Mann, der mal mehr, mal weniger, mal gar nicht seinem Autor ähnelt. Gewiss aber stammt er aus Prag, oder einem anderen Ort der CSSR, und ebenso gewiss stammen die Eltern, ein Elternteil (vielleicht auch nur der Großvater) aus der Sowjetunion, vielleicht hat auch nur einer der Eltern dort studiert. Und wie jede jüdische Familie in Europa ist auch diese von der „schrecklichsten aller schrecklichen Zeiten“ nachhaltig erschüttert, wie es in der Geschichte „Ein trauriger Sohn für Pollok“, die 1994 erstmals erschienen ist, knapp und präzise heißt.

Eine undurchsichtige Geschichte, die meist mit den stalinistischen Verhältnissen und der giftigen Hintergrundstrahlung des Antisemitismus zu tun hat, bringt die Familie nach

Prag (zurück). Vater und Mutter haben Probleme, die sich auch nicht bessern, als die Familie nach dem Prager Frühling nach Deutschland emigriert. „Nein“, heißt es in „Ein trauriger Sohn für Pollok“ lakonisch, „die Polloks haben im Exil wirklich keine gute Figur gemacht – wir waren in der Fremde einander noch fremder geworden, die Familienwohnung war nicht mehr der Ort aller Gemeinsamkeit, sondern allein der neutrale Boden, wohin sich jeder zurückzog, um darüber nachzusinnen, wie grässlich es dort draußen, in diesem Deutschland der Deutschen, war.“

Was steckt dahinter, what's the story? Das fragt sich der Sohn, der mit der Emigration, mit diesen Eltern, sich selbst und oft auch seiner klugen, dominanten Schwester zurechtfinden muss. Eine gute Frage, weil „ein Kind, das vergeblich auf seine Familiengeschichte wartet, weil es mangels adäquater Worte ohne Antwort bleibt, isoliert ist wie ein Gefangener“, wie Jacques Hassoun geschrieben hat. Überlieferung ist eine zentrale Komponente jeder Kultur, meint der französische Psychoanalytiker, weil wir nur im Licht des Früheren eine Diskontinuität erkennen und ihr begegnen könnten: Wenn die Überlieferung scheitert, wird die Diskontinuität zum Rätsel.

Vor solchen Rätseln stehen alle Erzählersöhne Maxim Billers, die mit ihren Eltern ins nicht gelobte „Deutschland der Deutschen“ emigrierten, konkret ins Westdeutschland der 1970er Jahre, das ihnen trotz dessen Vergangenheit wie in Hort der Sicherheit erscheint.

Billers Geschichten folgen also auch Mustern. Wer nun auf den Gedanken kommt, das sei langweilig, da werde immer dieselbe Geschichte erzählt, der irrt, weil es in jeder Geschichte neue Aspekte des menschlichen Daseins, der Liebe, des Verrats, der Schuld, der Lust am Bösen, des Leidens am nicht Überlieferten zu entdecken gibt. Diese, wegen ihrer traditionellen Form von manchen Kritikern geschmähte, Literatur geht auf die Feuerstellen unserer Vorfahren zurück, ist den minutiösen Protokollen autofiktionalen Alltags ausstellender zeitgenössischer Subjekte demnach einige Hunderttausend Jahre voraus.

Wegen ihres universellen Charakters weist sie weit über eine spezifische jüdische Geschichte hinaus. Es sind menschliche Geschichten, die Biller erzählt, und doch stellt sich die Frage, warum etwa den Sohn Polloks eine Frage umtreibt, die sich andere Söhne gar nicht erst stellen: „Warum Vater und Mutter und auch ich niemals miteinander glücklich wurden.“

Eine andere Geschichte in diesem Band handelt von einem Sohn, dessen Leben daran scheitert, dass er „vergeblich auf seine Familiengeschichte wartet“. Seinen Vater, mit dem er im Streit liegt, hat er seit Jahren nicht mehr gesehen. Der Vater hegte einen dem Sohn unverständlichen Hass auf das deutsche Wort „Tschüss“, der Sohn vermutet hier den Kern des Familiengeheimnisses, das er dem Vater nun entlocken will. Es gibt ein solches Geheimnis, nur verhält es sich mit ihm anders, als der Sohn vermutet hat: „Das Leben ist so schwer und so einfach wie jedes Geheimnis, das man nicht löst.“

Als vor drei Jahren Maxim Billers Vater starb, veröffentlichte der Autor in der Zeit einen Text mit der Überschrift „Kaddisch für meinen Vater“, der stilistisch an die Biller'schen Geschichten erinnerte. „Ich hab' auch schon ein Buch über meinen Vater geschrieben“, erklärt Biller auf dem Neuen Jüdischen Friedhof in Prag dem Rabbiner Sidon. „Wahrscheinlich handelt fast jedes meiner Bücher von ihm.“ Auf die Frage des Rabbiners, warum es bei diesen Geschichten gegangen sei, antwortet der Schriftsteller: „Dass ich immer anderer Meinung war als er. Und dass er im Kommunismus ein Mensch geblieben ist und kein Verbrecher wurde. Und dass er mir beigebrachte hat, mich immer mit den Chefs anzulegen – und dass sich das leider manchmal auch gegen ihn wendete.“



Maxim Biller: „Sieben Versuche zu Lieben. Familiengeschichten“, Kiepenheuer & Witsch, Köln 2020, 368 Seiten, 22 Euro

Das Leben in Nunavut kann die Hölle sein. Gegen die Kälte des Permafrostbodens helfen in der kanadischen Arktis noch die Kamiit, die Inuit-Stiefel, aber gegen das Gefühl, dass das ganze Sein vor allem im Winter wie eingefroren ist, kann auch die Fußbekleidung nichts ausrichten. Die Welt wirkt hier, an ihrem Rande, bleiern, benommen, betäubt. „Langweiliger. Tiefster Winter. Die Sonne haben wir seit Monaten nicht gesehen. (...) Kältefrei kriegen wir erst ab minus fünfzig Grad, gefühlte Temperatur“, berichtet die Ich-Erzählerin, eine Schülerin im Teenager-Alter.

Sie besucht die Residential School, und in der Schule tauscht sie die brutale Kälte draußen gegen den brutalen Pubertätskampf drinnen: „Achte Klasse. Zum Kotzen. Ich habe wieder einmal eine riesige, widerliche Herpesblase am Kinn, aus der Flüssigkeit nässt. Ich versuche (...) mich innerlich gegen die fiesen Bemerkungen zu wappnen, die gleich auf mich herabprasseln werden. „Monsterpickel“ wird jeder mit einer Herpesblase genannt, und das jeden Tag, bis das Ding wieder weg ist.“

Die Sängerin und Autorin Tanya Tagaq ist in Nunavut, im Dorf Iqaluktuuttiaq (Cambridge Bay), aufgewachsen. Nunavut heißt das an Grönland grenzende Inuit-Territorium in Kanada, 39.000 Menschen leben dort, die Gemeinden erreicht man nur per Flugzeug oder Schiff. Tagaq ist selbst Inuk, sie hat sich als Kehlkopfsängerin in der internationalen Musikszene einen Namen gemacht. Ihr lautmalerscher Gesang mit Anteilen von Murren, Gurren und Maunzen sucht weltweit ihresgleichen. Manchmal klingt es gar wie A-cappella-Death-Metal, was sie macht.

Kürzlich hat die 44-Jährige ihr erstes Buch vorgelegt, das nun im Deutschen unter dem Titel „Eisfuchs“ erschienen ist. Darin beschreibt die heute in Toronto lebende Künstlerin, wie sie in der Arktis aufwuchs. Es ist harter Stoff, Tagaq spricht neben den Pubertätswirren auch von sexuellem Missbrauch, Gewalt und Alkoholismus. Zugleich driftet das Buch, das 2018 unter dem Titel „Split Tooth“ im Englischen erschien, immer wieder in surreale Traumwelten ab. Stilistisch changiert „Eisfuchs“ zwischen Lyrik und Short Stories, die Autorin springt zwischen Zeiten und Genres.

Im Telefongespräch erklärt Tanya Tagaq zunächst, dass sie trotz der Härten des Lebens und der widrigen Umwelt gerne in Nunavut Kind war. „Ich bin glücklich, dort aufgewachsen zu sein. Es ist eine kleine Community, die Menschen leben von der Fischerei, wir haben



Ein Inuitmädchen trägt Schneehühner nach Hause. Igloolik, Nunavut, 2020
Foto: Bryan and Cherry Alexander/Arcticphoto/laif

Sie schlägt sich durch Sängerin und Autorin Tanya Tagaq ist als Inuk in der kanadischen Arktis aufgewachsen. „Eisfuchs“ erzählt rotzig und wütend von ihrer Pubertät an der Residential School – und von der Gewalt dort

Von Jens Uthoff

eine starke Verbindung zur Natur. Dort umherzustreifen ist die spannendste und magischste Sache, die ich kenne. Absolut atemberaubend.“ Das Material für das Buch habe sich eigentlich mehr zufällig im Lauf der Jahre angehäuft: „Ich wollte eigentlich nie Schriftstellerin werden, aber nach all den Jahren des Musikmachens und dem vielen Reisen hat sich viel Schriftliches angesammelt, darunter Erinnerungen und Träume, die ich niedergeschrieben habe, sehr lebensnahe Träume.“ Zudem habe sie auf alte Tagebücher aus Schulzeiten zurückgegriffen.

Ihr Debüt „Eisfuchs“ kreist einerseits um dieses positive Verhältnis von Mensch und Natur, erzählt aber genauso von der finsternen menschlichen Natur, die um sie herum vor allem die finstere männliche Natur ist. So greift der Lehrer der Erzählerin im Unterricht zwischen die Beine, als sei es das Normalste der Welt, er „bohrt seine Finger in meinen Slip / Unter dem Tisch“, später wird sie Zeugin, als ein älteres Mädchen vergewaltigt wird, auch das geschieht fast beiläufig.

Dabei erklärt Tagaq, dass sie und ihr Lektor die schlimmsten Stellen herausgelassen hätten. Sie will „Eisfuchs“ aber weder als besonders abgründiges Buch verstanden noch in einen MeToo-Kontext gestellt wissen. „Was ich mache, ist nicht in beabsichtigter Weise politisch oder düster. Das Buch zeigt einfach, wie die Menschen dort leben. Es ist wichtig, dass die Leute verstehen, wie hart es ist, dort zu leben, und welche Folgen es hatte, wie die kanadische Regierung Inuit im 20. Jahrhundert behandelt hat, was das Residential School System angerichtet hat.“ Bis 1996 bestanden die Internate, in denen First-Nations-, Inuit- und Métis-Angehörige segregiert wurden; ähnlich wie in Einrichtungen der katholischen Kirche in Deutschland fand dort massenweise Missbrauch und Gewalt statt. Ende der Neunziger entschuldigte sich Kanada bei den Opfern, 2005 wurde ein Entschädigungsprogramm ins Leben gerufen.

Für die Erzählerin in „Eisfuchs“ ist es im Jugendalter kaum möglich, all das zu kompensieren. Sie versucht sich das Leben zu nehmen, sie schottet sich selbst ab, sie schlägt sich im Wortsinne durch: „Der kleine Scheißer will unbedingt Streit. In einem fort quasselt er, Jungs seien so viel besser als Mädchen. Jungs seien stärker, Jungs seien schneller, und schlauer natürlich auch. Schwule sind eklig und er hasst sie. Mir kommt er vor wie eine lästige Mücke. Ich habe eine Idee. Ich springe vom Geländer und packe ihn von hinten. (...) Problemlos bringe ich ihn zu Fall, drücke ihn zu Boden und fordere

die anderen auf, mir zu helfen. Wir lachen wie die Wahnsinnigen.“ Humor, Musik und auch Drogen lassen die Erzählerin Vieles vergessen, sie schnüffelt Butangas oder Kiff, hört AC/DC und kleidet sich von oben bis unten in Neon-Klamotten. Mit ihren Freunden lacht sie „über die idiotische Comedyshow, die als Realität bezeichnet wird. Wie heilsam.“

Aber „Eisfuchs“ kann man weder auf die Coming-of-Age- noch auf die Missbrauchserzählung reduzieren, dann würde man all die traumartigen Passagen, das mystische Erzählen und das verstörende Ende, das hier nicht gepoilert werden soll, außen vor lassen. Dabei scheinen die Traumwelten, viele sexueller Natur, die Erzählerin verarbeiten zu lassen, was alles geschehen ist, ohne dass je darüber gesprochen wurde. Da bekommt das Buch eine psychoanalytische Dimension, ebenso in dem Plot.

Die politische Ebene schwingt ohnehin immer mit, so widmet Tagaq das Buch den „Überlebenden der Residential Schools“ und den „verschundenen und ermordeten indigenen Frauen und

Sie schnüffelt Butangas, hört AC/DC und kleidet sich neonfarben

Mädchen Kanadas“. Denn auch das spurlose Verschwinden indigener Frauen und der Mord an ihnen blieben lange unaufgearbeitet. Zwischen 1980 und 2012 wurden 1.017 Mordfälle bestätigt, eine Untersuchungskommission stufte die Fälle 2019 als „race-based genocide of Indigenous peoples“ ein – Premier Justin Trudeau kündigte daraufhin einen nationalen Aktionsplan an.

Für die sexuelle Gewalt findet Tagaq immer wieder drastische Worte, im eingestreuten lyrischen Essay „Kollektiver Bewusstseinswandel“ schreibt sie: „Während wir / Unsere Kotze essen / Vom Speise-saalboden / Der Residential School / Vom Boden einer Pornokulisse / Facial als Strafe für alle.“

Die Stärke von „Eisfuchs“ besteht darin, dass Tagaq all das in eine sprachlich starke Fiktion einbindet, in der das Opfersein nicht fetischisiert wird, in der sie das (christliche) Narrativ von Scham verdammt. Ihr Buch kommt rotzig und lebensbejahend daher, die Erzählerin kommt darin als beeindruckend starke Person herüber, die Wege gefunden hat, sich von den Wunden der Kindheit zu kurieren. Und darin dürfte sie dann doch einiges mit der großen Künstlerin Tanya Tagaq gemein haben.



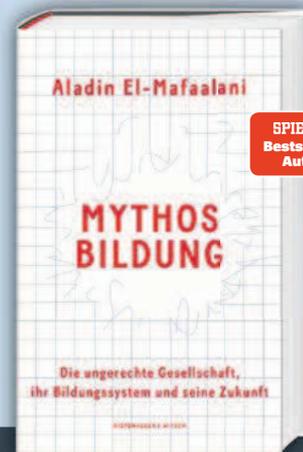
Tanya Tagaq:
„Eisfuchs“.
A. d. Engl. v.
Anke Caroline
Burger,
Kunstmann
Verlag,
München
2020, 196 S.,
20 Euro

Anzeige



BILDUNG – WAS IST JETZT WICHTIG UND REALISTISCH?

Ein Plädoyer dafür, soziale Ungleichheit in den Fokus der Bildungspolitik und –praxis zu rücken, denn Armut und prekäre Lebenslagen verdecken Potenziale von Kindern, die entdeckt werden müssen.



SPIEGEL
Bestseller-
Autor

Gebunden
€ (D) 20,-
Verfügbar auch
als eBook
www.kiwi-verlag.de

Kiepenheuer
& Witsch

Große Tournee zum Buch: 13.3. Leipzig | 16.3. Dresden | 18.3. Unna | 19.3. Leverkusen | 23.3. Hamburg |
24.3. Schleswig | 25.3. Flensburg | Weitere Termine unter www.kiwi-verlag.de/MythosBildung